Digitized by the Internet Archive
in 2019 with funding from
Duke University Libraries

https://archive.org/details/toussaintlouvert00korb

Vom durchlauchtigsten Herrn
Erzherzoge Ludwig als Wei-
nachtsgeschenk 1854 erhalten.

Heinrich Wittek

Touſſaint l'Ouverture

oder

der Negeraufſtand in Hayti.

Eine

hiſtoriſche Erzählung zur Belehrung und Unterhaltung

für

die Jugend und ihre Freunde.

Nach Theodor Mügge

bearbeitet von

Philipp Körber.

Mit einem Stahlſtich.

Nürnberg.

Verlag der C. H. Zeh'ſchen Buchhandlung.

RBR
Jantz
12mo
#44
no. 2

Erstes Kapitel.

Der schwarze Hirt. Grenaud, der Plantagenaufseher und Toussaint.

Auf einem schönen Hügel, dem letzten Ausläufer der Mornen von St. Domingo nach dem Meere stand ein riesiger Neger und sah mit dem dunkeln feurigen Auge über die lachenden Savanen hin, welche sich, so weit das Auge reichte, bedeckt mit Zucker-, Indigo-, Maniok-, Bataten- und Maisfeldern, mit Kaffee- und Pfefferbäumen, mit den riesigen lachend grünen Pisangpflanzungen, in die unabsehbare Ferne dahinzogen. Der wellenförmige Boden, einzelne sanfte Hügelketten, deren Seiten und Spitzen mit glänzendbelaubten, riesigen Bäumen und mit schlanken Palmen bedeckt waren, boten das köstlichste Bild der reichsten Triebkraft dar, des üppigsten saftigsten Pflanzenwuchses und die weißen glänzenden Wohnungen der Pflanzer, die rauchenden Schlöte der Zuckermühlen, die unter Pisangstrünken versteckten Hütten der Neger, oder an andern Orten der prächtige Teppig blumiger Weiden, auf denen die schönsten Viehheerden ruhig graseten und

der lange, sich durch die Unebenheiten des Bodens dahinschlängelnde, von einer ununterbrochenen Rohr- und Baumreihe deutlich bezeichnete Lauf der Bäche, alles dieses gab dem Auge ein so herrliches und reizendes Bild, wie es wohl nirgends in der Welt gefunden werden mag.

Jetzt wendete sich der Neger zur Linken. Da lag vor ihm der weite unabsehbare Ocean. Er schimmerte gleich einem Spiegel von Perlmutter im Sonnenstrahl. Schiffe schwankten hin und her auf seinem breiten wogenden Busen und die grünen Inseln voll wildwuchernder Gewächse, welche gleich kleinen Paradiesen zur Ruhe einluden, gaben der großartigen Einförmigkeit der endlosen Wasserfläche eine malerische Abwechslung und lieferten dem suchenden Auge die schönsten Ruhepunkte.

Nachdem der Schwarze nicht ohne Gefühl für diese herrlichen Scenen lange nach dieser Richtung hinausgesehen hatte, stieg er auf die Spitze des Hügels, von wo aus man eine Ansicht der inneren Gegenden der Insel hat und hier stellte sich ihm ein nicht minder majestätisches Gemälde dar.

So weit der Blick dringen konnte, thürmten sich hier die felsigen Massen des Mornen-Gebirgs waldbewachsen auf. Sie liefen zur Linken und zur Rechten, ein massiger, jäher und steiler Gebirgsgrat in seltsamer und zerrissener und zerklüfteter Form dahin. Steile Vorgebirge stürzten in die See ab, die sich schäumend

an ihrem Fuße brach, so daß der Donnerlaut ihrer Brandung meilenweit im Lande gehört wurde.

Eine ungeheuere finstere Waldung, so alt als die Welt und unberührt von der zerstörenden Hand des Menschen bedeckt diese Berge bis zu ihren höchsten Kuppen. Die Wolken hängen gleich einem Schleier über den Wipfeln der Forste. Der Dunst tränkt ihre Saugegefäße und Wurzeln und der Nachtwind trägt kühle balsamische Düfte unzähliger Blüthenbäume in die lechzenden Thäler herab.

Der Neger stand und sah hinauf in diese finsteren Gebirgsmassen. Dort fand sein scharfer Blick einzelne ferne Thäler, die er mit einem eigenthümlichen Interesse zu suchen schien. Sein Auge maß den Weg bis zu jenen weit im Innern des Landes liegenden Klüften, dann rang sich ein tiefer Seufzer aus seiner Brust, er ließ das kräftige Haupt sinken und stieg langsam zu seinem vorigen Platze herunter.

Die Sonne hatte jetzt ihren höchsten Standpunkt erreicht. Senkrecht fielen ihre Gluthstrahlen auf die heiße Erde und nur die dichtbelaubtesten Bäume warfen einen kleinen schwarzen Schatten. Die windstille Luft zitterte sichtbar über den erwärmten Fluren und in ihren wellenförmigen Fluthen schwankten die fernen Gegenstände wie in einer rollenden kristallenenen Flüssigkeit.

Der Neger, dessen kräftige biegsame Natur, dem

lähmenden Einflusse einer Hitze von vierzig Wärmegraden ohne Nachtheil widerstand, band ein altes seidenes Taschentuch um den wolligen Kopf, und ging, um die ihm zur Aufsicht übergebene Heerde aufzusuchen. Er fand die Thiere um einen Teich gruppirt, wo dichtes Gebüsch und hochstämmige Bäume dem Sonnenstrahl wehrten. Hier lagen die Rinder keuchend an der Erde. Ihre schnellen Athemzüge schienen ihnen keine Erleichterung zu gewähren, denn mehrere derselben erhoben sich matt, um in dem frischen Wasser des Bassins Erleichterung zu finden. Der Hund des Negers, welcher unter einem Busche im Wasser lauerte, sprang jetzt rauschend hervor, um den Rindern zu wehren. Doch der Schwarze lockte das Thier zu sich und trieb die ganze Heerde in das kühle, wohlthätige Element. — Er selbst suchte dann ein schattiges Plätzchen, um sich dort der Ruhe zu überlassen und fiel bald darauf ermüdet in tiefen Schlummer.

Bald hernach schritt aus der im Thale liegenden Plantage ein Mann von widerlichem Aussehen. Auf dem Haupte trug er einen Basthut mit sehr breiten Rändern, die fast seine ganze schmale und ausgemergelte Figur beschatteten. Das weiße Hemd ließ die dürre gelbe Brust, über welche sich die verwelkte Haut gleich verdorbenem Pergament hinzog sehen; die faltige Nankinjacke hing um seine dürrre Gestalt und eine schwere Peitsche lief von der linken Schulter bis unter die rechte Hüfte herab. Weiße leinene Beinkleider und

leichte Schuhe vollendeten den Anzug und verriethen den schlechten Geschmack, wie das brutal blickende Auge und das häßliche verzerrte Gesicht die schlechte Denkungsart und den niedrigen Charakter des Mannes zur Genüge anzeigte.

Matt und träg stieg der Aufseher — denn dieses Amt hatte der Mann auf der Plantage zu verrichten — den Hügel herauf. Sein Mund murmelte Flüche über die Blumen, die er zertrat, über die duftenden Blüthengebüsche, welche ihm den Hut vom Kopfe zu stoßen drohten, wenn er ihren Schatten aufsuchte, über alles, was er sah. Wir wollen unsern Lesern das Selbstgespräch mittheilen, das dieser würdige Aufseher während seines Ganges hielt.

»Sacré bleu!« rief er giftig, »das ist ein Leben, wie es die Hunde nicht verdienen. Ordnung soll man halten unter dem schwarzen Gezücht und die Peitsche nicht gebrauchen! Wo ist da Verstand? Die Schufte werden bald merken, daß der Herr sich ihrer annimmt und ihm seine thörichten Ansichten und seinen Schutz, den er ihnen angedeihen läßt, durch doppelte Faulheit und Trägheit vergelten. Hat es doch schon eine solche Bestie gewagt, mich, Grenaud, den Plantagenaufseher, zu verklagen, sich über mich zu moquiren! **Mon Dieu**, wegen einiger Peitschenhiebe! Und was war das Ende? Ich wurde verwarnt, zur Milde ermahnt, mit dem Wegjagen bedroht, als ob eine Tracht Schläge ein Mord

wären, ein Verbrechen und als ob diese Canaillen nicht blos durch Züchtigungen zur Arbeit gebracht werden könnten und müßten? Aber so sind sie, diese Herren aus Europa. Da kommen sie her mit überspannten Ideen von Menschenrecht, von Freiheit und Gleichheit, von Emancipation der Neger! (Gleichstellung derselben mit den Weißen;) »Ha, ha,« lachte der Mensch giftig vor sich hin, »dieses schwarze Vieh, diese Affen emancipiren, welcher Wahnsinn!« Damit wird kein Zuckerfeld bestellt, kein Kaffee gesammelt und nichts ausgerichtet. Als ob wir das nicht besser wüßten, wir, die wir in diesem Lande geboren, erwachsen und ergraut sind, und wissen, wie man dieses schwarze Gezücht regieren und behandeln muß.«

Während der gallsüchtige und bösherzige Mensch auf diese Weise seinen Geifer gegen die gedrückteste, elendeste und schutzloseste Menschenklasse in der Welt ausprudelte, die nur von der milden Sonne des gütigen Schöpfers bestrahlt wird, erreichte er die Kuppe des Hügels, woselbst der Neger früher gestanden hatte und sah jetzt nach allen Seiten, um die Heerde, welche er hieher auf die Weide gesendet hatte, zu finden. Allein der arme schwarze Hirt hatte sich im Schatten der Gebüsche schlafen gelegt und das Vieh suchte dort gleichfalls vor der fürchterlichen Hitze Schutz. Er sah also nichts, und war genöthigt, nach dem Gebüsch hinabzugehen und hier nach dem Hirten und seinen Pflegbefohlenen zu suchen.

Ergrimmt und doch zu gleicher Zeit auf's Höchste erfreut, nun einmal wieder Gelegenheit zu haben, um an einem der gehäßten Schwarzen Rache ausüben zu können, schlich der Grausame den Hügel hinab. Bald sah er die Rinder, wie sie keuchend in dem Dunkel lagen, das die dicht belaubten Zweige der Magnolien und Bambusgebüsche auf den feuchten dampfenden Boden warfen. Erst nach einiger Zeit fand er aber den Neger, der sie hüten sollte und ermattet von der Last einer glühenden Sonne in das Gras gesunken war. Der neben dem Neger ruhende Hund stieß ein heiseres Geheul aus und schlich mit eingezogenem Schwanze in das Dickicht; der Neger erhob schlaftrunken das Haupt, fühlte aber, noch ehe er völlig zur Besinnung kam, schon einen Hagel schmerzhafter Peitschenhiebe, welche der ergrimmte Aufseher auf seinen nackten Leib mit einer schrecklichen Kraft und Geschicklichkeit hinabregnen ließ.

Einen Augenbick suchte der Neger durch mancherlei rasche Wendungen den Streichen seines Peinigers zu entgehen. Aber sogleich fand er seine Besinnung wieder und sprang, wie ein Tieger, auf, um sich auf den Angreifer zu stürzen. Dieser erhob so eben seine Peitsche von neuem, um die kaum begonnene Züchtigung fortzusetzen, als die Dazwischenkunft eines Dritten dem unmenschlichen Auftritt für den Augenblick ein Ende machte.

Der neu Hinzukommende war ebenfalls ein Neger, aber gut gekleidet, wie in jener Zeit in Frankreich die Domestiken herausgeputzt zu werden pflegten. Er trug eine blaue Tuchjacke mit Goldlitzen und rothem Tuch verbrämt. Seine Beine stacken in ledernen kurzen Hosen und schöne Stiefel mit gelben Stulpen an denen große messingene Sporen klirrten, bezeichneten sogleich den Kutscher. Der Kopf des Negers war groß und mit einem Wollhaar bedeckt, das hie und da schon mit Grau untermischt war. Sein Gesicht verrieth Verstand und Einsicht, trug aber in diesem Augenblick das Gepräge einer heftigen Gemüthsbewegung, die er nur mühsam niederkämpfte. Er trat rasch heran, stellte sich zwischen den Aufseher und den Neger, so daß der Erstere von seiner Peitsche nicht mehr Gebrauch machen konnte, ohne ihn selbst damit zu treffen und erhob bittend die Hand, um den noch immer schlagfertigen Aufseher zu beruhigen.

»Gnade, Massa, Gnade für den armen Jallo!« — redete er bittend den Aufseher an.

»Gnade, für diesen trägen Schuft,« schrie der Aufseher. Weßhalb schläft er und macht es sich hier bequem, während die Thiere sich verlaufen oder da im dunstigen Bambusgebüsch auf dem feuchten Boden liegen und erkranken?

»Ich bitt Euch, Massa Grenaud, habt Gnade mit ihm. Ihr wißt, er ist erst seit kurzer Zeit in Breda und kennt noch seine Pflicht nicht genau.«

»So will ich sie ihm lehren, ich!« schrie Grenaud, indem er mit dem kurzen Stiel der Peitsche ausholte. »Auf die Seite, Toussaint, geh weg, sag ich!«

Der Kutscher schien den Aufseher mit den Augen durchbohren zu wollen. Doch behielt er Kaltblütigkeit genug, um nicht unbesonnen zu sprechen oder zu handeln. Er blieb also stehen, legte seine Hand sanft auf den aufgehobenen Arm des Aufsehers und sprach ruhig:

»Ein Wort noch, Massa Grenaud, ein Wort. Ihr habt recht, Jallo hat sich verfehlt und würde Strafe verdienen. Aber Ihr wißt doch, daß er kaum vom Schiffe kommt, unsere Sprache und Gebräuche, so wie auch seine Pflicht noch nicht hinlänglich kennt und alles das erst lernen muß? Ueberdieß habt Ihr ihn schon genug gezüchtigt und er wird gewiß nicht mehr schlafen. Darum beruhigt Euch, Massa, und überlaßt es für diesesmal mir, ihm seine Pflicht einzuschärfen . . .«

»Unverschämter, schwarzer Schurke, willst du mir Unterricht ertheilen? mich belehren? mir Verweise geben?« sprudelte Grenaud wüthend.

»Nicht doch, Massa« . . . sagte Toussaint.

»Bin ich dein Schulknabe, schwarzer Schuft? Ich, Grenaud, der Aufseher?« schrie der Ergrimmte wüthend, indem er Toussaint bei der Brust packte, und zur Seite schieben wollte.

»Hört mich, Massa Grenaud, hört mich, ich will

Euch nicht beleidigen,« rief Touſſaint, der in dem Maße kälter wurde, als Grenands Hitze zunahm; hört mich, ſchlagt lieber mich, als den armen Jallo, der nicht weiß, weßhalb er gezüchtigt wird. Jedermann ruht während der heißen Mittagsſtunden und Maſſa Bayon de Libertas hat befohlen, die armen Sclaven, welche in der Plantage arbeiten, von 12 bis 3 Uhr ruhen zu laſſen; weßhalb ſollte der Hirt Jallo nicht auch dieſes Recht anſprechen dürfen.

»Hinweg, Touſſaint!« ſchäumte der Aufſeher, der jetzt von Wuth beſinnungslos war und der Stimme der Vernunft kein Gehör mehr geben konnte.

»Nein, Maſſa, ich gehe nicht,« rief Touſſaint entſchloſſen, ich weiß, daß Ihr Vernunft annehmen werdet . . .

Allein der Aufſeher hörte ihn nicht mehr. Der Tyrann, der Peiniger ſeiner ſchwarzen Brüder, erhob noch einmal die Hand und nun traf ſein Schlag zwei Opfer, ſtatt des Einen. Touſſaints Auge blitzte; er fühlte eine heiße verzehrende Gluth. Einen Augenblick lange hatte er Luſt, von ſeiner überlegenen Kraft Gebrauch zu machen. Aber die Vernunft lehrte ihn Mäßigung und er ertrug mit der Gleichmuth eines Philoſophen die unverdiente Mißhandlung.

Der Neger, dem eigentlich dieſe Züchtigung allein zugedacht war, ſtand hinter Touſſaint. Das heiße afrikaniſche Blut kochte in ihm und es hätte nur eines

Winkes von Touſſaint bedurft und Grenaud wäre eine Leiche geweſen. Aber er ſpiegelte ſich an dem erhabenen Vorbild ſeines Freundes und Beſchützers und duldete ſchweigend und ſtumm die Streiche des Aufſehers.

Grenaud hatte erwartet, daß Touſſaint ſich ihm widerſetzen würde, um dieſen ſelbſt in Strafe bringen zu können. Er haßte den Kutſcher grimmig und ſuchte längſt eine Gelegenheit, um ihn bei Herrn von Libertas anſchwärzen zu können. Als aber Touſſaint keine Hand erhob, um auch nur die Schläge der Peitſche zu pariren, hielt er bald inne und wendete ſich mit verlegenem Geſichte ab, um das Marterinſtrument zuſammen zu flechten und über die Schulter zu hängen.

Der Kutſcher blieb ruhig ſtehen und ſah den Aufſeher groß und mit unendlicher Befriedigung an. Sein Geſicht verrieth das Bewußtſein hoher geiſtiger Ueberlegenheit, die er im hohen Maaße vor dem rohen, leidenſchaftlichen Menſchen voraus hatte.

»Nun wohl, Maſſa Grenaud, ich habe Euch nicht gekränkt und Ihr ſchlugt mich. Ihr werdet es nicht läugnen, daß Ihr mich ſchlugt; Ihr könnt es nicht, denn dieſe Mahle — hier deutete er auf mehrere Spuren der Peitſchenhiebe im Geſicht, auf der Bruſt und an den nackten Händen — dieſe Mahle könnt Ihr nicht mehr vertilgen und ſie ſprechen gegen Euch!«

Grenaud antwortete nichts und beſchäftigte ſich mit ſeiner Peitſche.

»Ihr wißt, Massa Grenaud,« daß unser Herr Bayou de Libertas, Euch das Schlagen untersagt hat, und daß Ihr ihm vorher Anzeige machen sollt, wenn einer der Neger sich vergeht. Jallo hat sich aber nicht vergangen. Er that recht, das Vieh während dieser Zeit in die Gebüsche zu treiben und die kühle Feuchtigkeit thut den armen Thieren wohl. Auch ist es kein Vergehen, hier zu ruhen. Jedermann schläft um diese Zeit, nur Ihr wandelt umher, um an den armen Sclaven, die noch unerfahren sind und Euch nicht verklagen können, Euren rohen Uebermuth . . .

Bei diesen Worten drehte sich Grenaud, der schon im Fortgehen begriffen war, von neuem ergrimmt um, und ging in drohender Stellung auf den Kutscher los.

»Was sagst du, schwarzer Schurke?« schrie er wüthend.

»Ich sage, daß Ihr euren rohen Uebermuth an den armen Negern auslasset, die sich nicht wehren und vertheidigen dürfen, Massa;« rief Toussaint ruhig, aber mit erhöheter Stimme.

»Elendes, schwarzes Vieh!« schäumte der rohe Aufseher, indem er den Kutscher heftig mit der Faust vor die Brust stieß.

»Schlagt nur, Massa, stoßt mich, mißhandelt mich, wie Ihr wollt,« rief Toussaint, der seiner fast nicht mehr mächtig war, wir rechnen ab, heute noch, ich verklage Euch und ich kann mich vertheidigen. Massa

Libertas hört mich an, denn er ist gerecht und kein Barbar, wie Ihr!«

Noch standen beide Männer sich gegenüber. Der Aufseher hatte Lust seine Mißhandlungen fortzusetzen und dennoch machte ihn die ruhige besonnene Geduld, mit der sein Gegner alles ertrug, verlegen. Auch kehrte jetzt seine Besinnung zurück und er fühlte, daß er sich übereilt hatte. Doch war er zu stolz und zu sehr vom Vorurtheil seiner Kaste erfüllt, als daß er sein Unrecht eingesehen und dem Neger Abbitte geleistet hätte. Beschämt und verlegen wendete er ihm den Rücken, kehrte nach Breda zurück und ließ Toussaint mit dem Hirten Jallo allein.

Toussaint sah ihm nach, bis er hinter den Zuckerfeldern verschwand. Dann erhob er die Faust, schüttelte sie drohend und rief in der Mandingosprache:

»Ha, Elender, das Maaß deiner Verbrechen füllt sich. Der Tag bricht an, wo du schrecklich dafür büßen sollst. O Gott, wenn du Barmherzigkeit gegen deine armen schwarzen Kinder hast, dann sende Deinen fürchterlichsten Rachegeist, daß er diesen Auswurf der Menschheit vertilge, ehe ihn die Rache der Neger ereilt und ihre Hände von seinem Herzblut rauchen!«

Die drohende Faust erhoben, stand der Neger lange noch. Sein Auge sprühte Feuerflammen. Sein häßliches Gesicht hatte jetzt etwas Majestätisches, Furchterregendes und seine ganze Gestalt trug das Gepräge

der Kraft und eines hohen Edelsinnes, der sich durch die eben erduldete Mißhandlung auf das schwerste gekränkt fühlte. Toussaint war auch wirklich ein ausserordentlicher Mensch. Obwohl als Sclave zu Breda geboren und in seiner Jugend nur ein armer, schwarzer Hirte, gab er doch selbst in dieser traurigen Lage und unter den ungünstigsten Verhältnissen von der Welt, bald Beweise eines ausgezeichneten Verstandes und einer seltenen Herzensgüte. Schon in seiner Jugend verstand er es, die ihm anvertrauten Thiere durch Langmuth und kluge Behandlung so weit zu bringen, daß sie blos auf sein Zureden alles verrichteten, was er wünschte, und was ihnen nur ihr Fassungsvermögen zu thun erlaubte. Aber damit begnügte sich der arme Neger nicht. Er suchte sich von geringen Ersparnissen Bücher anzuschaffen und erwarb sich durch eigenen Fleiß bald Fertigkeit im Lesen, Schreiben und Rechnen.

Dieses wurde bekannt; man staunte über den Eifer des Knaben und bald wurde Herr von Libertas, der Besitzer der Plantage, auf ihn aufmerksam gemacht. Er nahm ihn zu sich in das Haus, gab ihm Lehrer, um zu sehen, was aus diesen schönen Anlagen durch die Unterstützung und Bildung werden würde und Toussaint übertraf bald alle Erwartungen, welche man von ihm hegte. Er erwarb sich eine große Menge nützlicher Kenntnisse, las gerne die Schriften der Alten, besonders die des Weltweisen Epiktet, der selbst ein Sclave war

und dessen Stellung und Denkungsweise, wie letztere besonders in seinen Sprüchen ausgedrückt ist, unserm Toussaint am meisten zusagten; dann die Schriften des Raynal und eine Menge anderer Werke, aus denen er Belehrung schöpfen konnte, und bildete sich so nach und nach selbst zu einem sehr verständigen und tüchtigen Manne aus.

Herr von Libertas ließ ihm manche Erleichterung zu statten kommen. Er nahm ihn als Hausclaven zu sich, ein nicht unangenehmer Posten für unseren Toussaint, den er auch mit einer Treue und Verständigkeit auszufüllen bemüht war, die ihm bald die entschiedenste Zuneigung und Liebe seines gütigen Herrn erwarb.

So sehen wir, daß ein armer Negersclave Wißbegierde zeigte, ein armer schwarzer Hirte, um den sich Niemand kümmerte, den Niemand zu belehren trachtete, dem im Gegentheil aller Unterricht und alle Ausbildung sowohl durch seine Stellung in der Welt, als auch durch die Verachtung, mit welcher alle Menschen seiner Farbe damals noch von den Kreolen und Europäern behandelt wurden, fast gänzlich vorenthalten und zur Unmöglichkeit gemacht wurden.

Wir sehen, wie dieser arme, nicht besser als das Vieh geachtete Knabe all seine wenigen ersparten Pfennige darauf verwendete, um sich Bücher anzuschaffen. Dann sehen wir ihn draußen bei seiner Heerde das Buch

in der Hand. Erst muß er sich die Kenntniß der Buchstaben und Zahlzeichen erbetteln. Wie oft mögen von rohen Menschen, wie der Aufseher Grenaud, seine Bemühungen erschwert und verspottet worden sein? Alles das hinderte ihn aber nicht, sich auszubilden. Bald beschämt und übertrifft er seine weißen Peiniger an Kenntnissen, flößt ihnen dadurch Achtung ein und erringt sich unter den schwierigsten Verhältnissen, ohne Unterstützung Anderer, blos durch sich selbst eine bessere Stellung. Dieses genügt ihm jedoch nicht. Sein Fleiß treibt ihn an, die errungenen Vortheile zu benützen, um immer mehr und mehr zu lernen und so wird er nach und nach ein verständiger und weiser Mann, der mit dem Gleichmuth eines Philosophen das Mißgeschick und die traurige Lage erträgt, welche er als Sclave zu erdulden hat.

Muß Toussaint nicht viele von unsern Kindern beschämen, die in weit glücklicheren Verhältnissen leben, denen ihre redlichen Aeltern die beste Gelegenheit darbieten, zu lernen und ihren Geist auszubilden, die aber zu träg sind, als daß sie davon Gebrauch machen möchten? O, ihr unfleißigen Kinder, die ihr dem Unterricht eurer Lehrer keine Aufmerksamkeit schenket und nichts lernen möget, nehmt euch ein Beispiel an dem armen Hirtenknaben Toussaint und benützt wenigstens das, was man so bereitwillig für euch thut, um geschickt, verständig und gut zu werden.

Touſſaint war aber nicht blos verſtändig, ſondern wir ſehen auch, daß er ein gutes Herz hatte, die Menſchen beſchützte und zu ihrer Vertheidigung willig eigene Mißhandlungen ertrug; daß er arme unvernünftige Thiere nicht quälte, ſondern durch Liebkoſungen zähmte und bändigte. Ja wir ſehen ihn mit Ruhe Beleidigungen und Mißhandlungen erdulden und nach dem Beiſpiele des Erlöſers nicht wieder ſchelten, wenn er geſcholten ward.

Wie viele Menſchen, die ſich Chriſten nennen und gebildet und verſtändig ſein wollen, werden auch in dieſer Hinſicht durch Touſſaint beſchämt! Wie viele Arme leiden bei uns und Niemand nimmt ſich ihrer an! Wie viele Kinder lieben es, arme Thiere zu quälen und zu martern, und verſündigen ſich dadurch gegen ihren Schöpfer! Wie wenige Menſchen wiſſen gleichmüthig Beleidigungen zu ertragen und wie wenige denken bei Kränkungen und Mißhandlungen an den Spruch:

»Rächet Euch nicht ſelber, meine Lieben, ſondern gebet Raum dem Zorn, denn: Die Rache iſt mein, Ich will vergelten, ſpricht der Herr!«

So war alſo Touſſaint ſchon in ſeiner Jugend für Euch ein Muſter und ein Vorbild, ihr lieben Leſer. Ihr werdet noch manches von ihm hören, was Euch wohlgefallen wird. Nehmt es Euch dann zu Herzen und denket: Ich bin ein Chriſt, ein gebildeter, freier

Mensch und kein Sclave; ich will handeln, wie Touſſaint es mir durch ſein Beiſpiel zeigt und mich nicht durch das Vorbild eines Negerſclaven beſchämen laſſen.

Zweites Kapitel.

Die Plantage.

Als der Aufſeher verſchwunden war, wendete ſich Touſſaint zurück und redete Jallo folgendermaſſen an:

»Dulden und entbehren,« ſprach er feierlich in der afrikaniſchen Mundart, welche Jallo verſtand,« dieſes iſt das Loos, welches die Gottheit uns armen Negern auferlegt hat. Doch es wird ein großer Tag der Freiheit anbrechen, bald, ich ſehe ihn! An dieſem großen Tag werden auch wir, mein Bruder, frei und glücklich ſein. Die Peitſche des weißen Maſſa wird dann nicht mehr auf deine müden Glieder ihre blutigen Spuren zeichnen, wenn du ermattet vom Sonnenſtich im Schatten der Gebüſche ſchlummerſt. Aber bis dorthin ſei ruhig, leide ſtill, wie das Lamm, das, zur Schlachtbank geriſſen, unter dem Meſſer des Schlächters blutet und nicht blöckt. Tauſende leiden mit dir gleiche Qualen, ſie ſchweigen und murren nicht. Doch wenn der große

Tag unſerer Freiheit anbricht, dann werden ſie ſich erheben, wie ein Mann! Dann höre auch du, mein Bruder, höre die Stimme, welche dich zum Kampfe ruft und opfere freudig dein Leben für unſere Freiheit!«

Jallo hörte ihn aufmerkſam an. Dann ſprach er: »Mein Bruder, ich bin noch fremd in dieſem Lande. Ich war ein großes Oberhaupt; Hunderte gehorchten meiner Stimme. Nicht durch Krieg und ſein Mißgeſchick, ſondern durch Verrath und ſchmählichen Ueberfall kam ich in die Gewalt der Weißen. Ich ſchlief im Schatten meiner Hütte, meine Kinder lagen an meiner Bruſt. Doch als wir erwachten, waren meine Glieder gebunden und ich war ein verlorner, unglücklicher Mann. Aber ich dulde alles gerne, weil meine Kinder leben, Barka und Jumina, ſie, die ich über alles, mehr als das Daſein liebe. Sie ſind noch bei mir, ich kann ihre Stimme hören, wenn die Sonne in das Meer hinabſteigt. Ich kann mein Herz durch ihren Anblick ſtärken, darum leide ich ſtill und mein Mund iſt geſchloſſen. Mein Bruder, nicht ich bedarf des Troſtes, ſondern die Knaben, die mir das große Weſen geſchenkt hat. Darum, wenn Du mir Gutes thun willſt, ſo ſchütze meine Kinder und Jallo wird Dir dafür dankbar ſein!«

Touſſaint legte ihm ſanft die Hand auf die Schulter. Dann ſprach er: Fürchte nichts, mein Bruder. Auch ich habe Kinder und ich weiß alſo Deine Liebe und Deine Sorge zu würdigen. Mein Auge wacht

über die Knaben und Herr von Libertas, unser gütiger Beschützer, sieht mit Wohlgefallen auf meine Bemühungen, den Kindern Kenntnisse und Geschicklichkeiten einzuprägen. Einst, wenn wir nicht mehr sind, wenn unsere Gebeine schon unter der Erde ruhen, einst werden unsre Kinder frei und glücklich sein. Sie werden ihre Väter segnen, die ihnen Freiheit und Menschenrechte kämpfend errangen.«

Toussaint schwieg lange; sein Auge sah ahnungstrunken hinauf in's tiefblaue strahlende Himmelsgewölbe. Der arme Neger, der Mann im bunten Gewande eines Dieners und Sclaven, hatte jetzt etwas Erhabenes und in seinem ganzen Wesen prägte sich eine große Seele aus, die in dieser häßlichen, unscheinbaren Hülle wohnte. Jallo erstaunte; er sah ihn an und erkannte das höhere Wesen, das in Toussaint schlummerte.

Endlich ergriff Toussaint seine Hand. »Mein Bruder,« flüsterte er, ruhe jetzt unbesorgt und vergiß, was hier geschah. Herr von Libertas soll nichts erfahren! Sage mir, kann Dein Mund schweigen, während Dein Ohr offen ist. Wird er sein, wie die Quelle die alles aufnimmt und nichts zurückgibt?

»Rede, Bruder, erwiederte Jallo, ich bin ein Mann, mein Ohr ist offen und Deine Worte sollen nicht vergeblich sein.«

»Heute Nacht, wenn die Eblis durch die finsteren Wälder rauschen und die Fetische wach sind, werden

Brüder an einem heimlichen Ort sich versammeln. Die Augen der Weißen werden geschlossen sein, aber die Neger werden wachen. Willst Du mit mir gehen, mein Bruder?«

»Jallo ist bereit! sprach der Neger leise. Führe mich in den Tod, wohin Du willst und mein Schritt soll Dir folgen.«

»Es ist gut, mein Bruder. Laß jetzt Deinen Mund verschlossen sein und komm in der Nacht hierher, Toussaint wird nicht fehlen.«

Die beiden Männer sahen sich mit einem langen Blicke an. Dann kehrte Toussaint nach der Plantage zurück und ließ Jallo bei seiner Heerde allein. Jallo kehrte zurück in das Gebüsch, legte sich in den Schatten der Gesträuche und gab seinen Gedanken Raum, bis die Abendsonne ihm die Heimkehr gebot und er die Rinder hinab nach den Stallungen treiben konnte.

Toussaint ging denselben Weg, den der Aufseher vor ihm eingeschlagen hatte. Zwischen Rohrfeldern, wo die Neger jetzt wieder arbeiteten, schritt er schnell dahin. Nach allen Seiten grüßte seine winkende Hand und überall folgten ihm die Blicke der innigsten Liebe und Hochachtung.

Jetzt schallte ihm das Geräusch des Baches, der die Räder der Mühlen trieb, das Zischen der Dämpfe, welche die großen Siedkessel in den Raffinerien ausstießen und das wirre Gelärm all der vielen Arbeiter,

die in den verschiedenen Werkstätten thätig waren, entgegen. Doch das waren ihm bekannte Dinge. Er eilte daran vorüber und trat in dem Augenblick in die prachtvolle Halle, welche Herr Bayou de Libertas vor dem Schlosse angelegt hatte, in welchem der Genannte aus dem kühlen Schlafgemach kam, um in der luftigen Piazza das Mittagsmahl zu genießen.

Toussaint trat mit freundlichem Gruß zu dem Gebieter, der ihn nicht wie einen Diener, sondern vertraulich wie einen Freund empfing.

»Wo warst Du, Toussaint? ich rief vergebens nach Dir;« sprach der Pflanzer.

»Ich ging auf den Hügel, um nach dem Hirten Jallo und seinen Rindern zu sehen, Massa. Zugleich beobachtete ich den Himmel. Wir werden einen schönen Abend und eine noch schönere Nacht bekommen.«

»Wirklich? das soll mir lieb sein, denn so eben erhalte ich durch diesen Brief die Nachricht, daß Freunde aus der Nachbarschaft uns durch ihre Gegenwart erheitern werden,« entgegnete Libertas, indem er seinem Diener den Brief überreichte.

Toussaint nahm das Blatt und hielt es in der Hand.

»Oeffne, Toussaint und lies selbst, Du ersparst mir dadurch viele Worte; fuhr Libertas fort, und Du magst darnach Deine Vorkehrungen treffen. Sprich darüber mit dem Dienstpersonale und thue alles, was

Du für gut findest; spare nichts, ich will, daß meine Gäste gut und reich bewirthet werden.«

Der Neger öffnete das Blatt und überflog es. Unter mehreren gleichgültigen Namen entdeckte er auch den Namen des Marquis von Borel, eines der heftigsten Republikaner und zugleich der grausamsten und wüthendsten Negerfeinde. Sein Blick verfinsterte sich.

Libertas hatte ihn beobachtet und errieth sogleich, weßhalb Toussaints Auge einen so düstern Ausdruck annahm.

»Die Grundsätze dieses Borel sind nicht die Meinen, das weißt du Toussaint. Er haßt mich deßhalb, aber ich kümmere mich nicht weiter um ihn und als Gast hat er gleiche Rechte, wie die Uebrigen, auf meine Rücksichtnahme. Ich denke, wir verstehen uns?«

Toussaint gab das Blatt zurück und verneigte sich mit freundlichem Lächeln.

»Die Welt ist groß und die Geschöpfe Gottes sind sehr verschieden,« sprach er ruhig. Der häßliche Aasgeier, der blutgierige Falke, wohnen mit dem edlen Schwan, dem bunten Papagei, dem stolzen Flamingo unter einem Laubdach. Gott regiert die Gedanken und die Menschen glauben aus freiem Antrieb zu handeln, während alles, was sie thun, von einer höheren Hand geleitet und geregelt wird.«

»Ach! Du bist ein Muhamedaner, Toussaint, sagte

Libertas lachend, Dein Glaube an das Fatum *) ist unerschütterlich.«

Toussaint schwieg lächelnd. Endlich sprach er: »Bis zu welcher Stunde in der Nacht bedarf Massa meiner Dienste?«

»Willst Du die Gestirne studieren, Toussaint, oder erregt der Anblick des grimmigsten Feindes Deiner Kaste so flammenden Haß in Deiner schwarzen Brust, daß Du davon verzehrt zu werden fürchtest?« sprach Libertas heiter.

»Nicht das, Massa Libertas, aber ich habe etwas vor, zu dem ich die Nacht verwenden will, um den gütigen Beschützer des armen Toussaint bei Tage nicht seines unwürdigen Dieners zu berauben,« entgegnete der Neger, artig auf sein Verhältniß zu seinem Gebieter anspielend.

»Wohlan, so besorge mir das Mahl und dann geh im Namen aller Fetische hinaus in die Wälder, um mit den Nachtgeistern Deinen schrecklichen Reigen zu tanzen. Adieu!«

Toussaint empfahl sich und erschien bald darauf im Hause, um den erhaltenen Auftrag zu besorgen. Wäh-

---

*) Die Anhänger Muhameds glauben, daß der Mensch keine freie Willensthätigkeit habe, sondern daß Gott alle seine Gedanken und Handlungen leite. Diese Theorie wird mit dem Wort »Fatum« bezeichnet.

rend er dieses that und die stillen Räume von den Befehlen, Scheltworten und Arbeiten der Köche, des Kellermeisters und ihrer Untergebenen widerhallte, tönte von außen das Geräusch der Arbeiter und das Geschrei der Neger herüber. Wir wollen unsere Leser durch all' diese verschiedenen Räumlichkeiten in der Plantage hinführen, um ihnen einen Begriff von der Einrichtung und den mannigfaltigen Beschäftigungen der Menschen in diesen Pflanzstätten der kostbarsten Handelsgegenstände zu geben.

Die Plantage Breda war eine der bedeutendsten auf der Insel St. Domingo. Bayou de Libertas, der Besitzer dieser weitläufigen Kulturstrecke und der mannigfaltigen Gebäude, welche zur Bewirthschaftung und zur Zubereitung der rohen Naturstoffe dienten, galt für einen sehr reichen Creolen und der fürstliche Aufwand des Pflanzers diente dieser Vermuthung zum besten Belege.

Vierhundert Neger bearbeiteten die Grundstücke, bedienten die Maschinen, welche in den Fabriken errichtet waren und eine ziemlich große Anzahl von Aufsehern, Faktoren, Commis und andern Gehilfen hielten die Arbeit der Sclaven in gehöriger Ordnung. Man wird sich schwerlich einen Begriff von der Thätigkeit und dem Gewühl machen, wenn man nicht bedenkt, daß all' diese Menschen auch die Bedürfnisse zu ihrem Unterhalte selbst bauen und ärndten mußten und dennoch

jährlich eine Masse von vielen tausend Centnern Rohrzucker, Kaffee, Indigo und andern Colonialwaaren erzeugen mußten. Dabei muß man noch erwägen, daß bei weitem die meisten Neger verheirathet waren, weil Libertas ihnen dieses sehr erleichterte; daß also ganze Dörfer entstanden waren, in denen zusammen mehr als 1000 Negersclaven und Sclavinnen aller Altersklassen wohnten. Alle diese Menschen wurden passend beschäftigt und in Zucht gehalten. Sie wurden mit hinlänglichen Nahrungsmitteln und mit einer Kleidung versehen, wie sie dieselbe bei ihren Arbeiten in der Hitze der tropischen Sonne bedurften. Herr von Libertas mußte ein Pferd besteigen und reiten, wenn er seine Besitzungen besichtigen und seinen Arbeitern nachsehen wollte, denn der Grund und Boden, der ihm gehörte, umfaßte den Raum einiger Quadratmeilen.

Das Haupterzeugniß dieser herrlichen Plantage bildete der Rohrzucker und mit dieser Stapelwaare Westindiens waren, so weit das Auge reichte, die feuchten und darum doppelt fruchtbaren Niederungen bedeckt.

Das Zuckerfeld gewährt je nach der verschiedenen Periode des Wachsthums und der Reife einen bald mehr bald minder angenehmen Anblick. Junges erst im Schuß begriffenes Zuckerrohr hat die Gestalt des Schilfes in unseren Teichen, doch nicht den blaugrünen Ton desselben, sondern eine helle, sehr schöne grüne Farbe. Es ist dem Europäer heimisch zu Muthe, wenn er das

Zuckerfeld in diesem Zustande sieht, denn er glaubt sich an einen europäischen Sumpf versetzt, der mit dichtem Rohr bedeckt ist und das helle Wasser, aus dem die jungen Rohre emporschießen, vermehrt diese angenehme Täuschung. Zwischen den Feldern laufen Dämme hin, welche meist gepflastert, zuweilen auch mit Bruckholz bedeckt sind. Kleine Rinnen, über welche starke Dielen oder steinerne Platten liegen, leiten das Wasser von einem Felde zum andern und man kann so zwischen den sumpfigen Feldern ohne Gefahr, sich zu beschmutzen, spazieren gehen.

In dieser Periode überläßt man das Rohr seinem üppig wuchernden Wachsthum, ohne etwas auszujäten. Deßhalb sprießen die prachtvollsten Blumen und Sumpfpflanzen zwischen dem grünen Zuckerschilf auf und ihre Wohlgerüche verbunden mit dem frischen süßen Geruch des jungen Rohrs machen das Lustwandeln am kühlen Morgen zwischen den Feldern doppelt anmuthig.

Nachdem wir zwischen einigen hundert Morgen dieser jungen Pflanzen hingegangen sind, kommen wir an Felder, wo das Rohr schon die Höhe von fünf bis sechs Fuß erreicht hat. Deutlich zeigt sich der grüne Schaft und an jedem Schuß hängen die breiten Blätter herab. Die Spitze endigt in eine prachtvolle, silberglänzende Fahne, oder einen Blüthenbüschel, der duftend im milden Winde schwankt. Das ist der erfreulichste und lachendste Anblick unter allen Feldern. Nichts

gleicht der Kraft und Ueppigkeit, mit der diese jungen schönen Gewächse sich dem Auge darstellen. Dicht an einander gedrängt wehen die silbernen Büsche in der Luft und unten vereinigt sich rauschend das üppige Gewirre der saftvollsten Blättermassen.

Je größer nun die Hitze wird, desto schneller reift das Rohr, denn sobald man bemerkt, daß die Schäfte hart und schwer sind, so wird der Canal, welcher die Grundstücke mit Wasser versorgt, abgeleitet.

Die heiße Sonne färbt nun bald die grünen Schäfte gelb, die unteren Blätter nehmen vom Sonnenbrand eine braunröthliche Farbe an, das Rohr ist reif und nun kommen die Neger und schneiden es ab. Hart am Boden setzt der Sclave ein starkes krummes und sehr scharfes Messer an und fällt so die ganze Pflanze mit einem kräftigen Schnitt. Die dürren Blätter werden leicht abgestreift und der letzte grüne Schuß kommt weg. Er ist ein vortreffliches Futter für die Rinder.

Jetzt werden die Rohre auf die mit Ochsen bespannten Wagen geladen, welche inzwischen auf den Dämmen hielten und durch diese Fuhrwerke in die Mühlen geschafft. Wir werden sogleich hören, was dort mit denselben geschieht.

Neben den Zuckerfeldern stehen große mit Reis bepflanzte Grundstücke und, wo der Boden trockner ist, erblickt man weitläufige Anpflanzungen von Mais oder türkisch Korn, dessen Fruchtkolben die Dicke eines Man-

nesarmes und die Länge von 1½ Schuh erreicht. Zwischen dem Mais stehen niedrige Bäume mit glänzend grünem Laub und dunkelrothen kirschähnlichen Beeren — es sind die Kaffeepflanzungen. Knaben, Mädchen und Weiber sammeln die reifen Beeren, tragen sie in Säcken auf die Trockenplätze, setzen sie hier dem heißen Sonnenstrahl aus, während andere die trocknen Bohnen durch ein eigenthümliches Verfahren von den Hülsen befreien und reinigen.

Auf sehr trocknem Hügelland steht der kostbare Indigo und die Baumwolle, Gewächse, welche mehr zum Versuch, als wegen ihres Ertrags angepflanzt wurden und die Spitze der Hügel krönt der duftende Pimentobaum, dessen gewürzhafte Körner unter demselben Namen (Piment) bei uns in Materialhandlungen verkauft werden.

Die Dörfer der Neger sind von dem wohlthätigen und prachtvollen Pisang fast ganz verdeckt. Er beschattet mit seinen fußbreiten Blättern ihre niedrigen Wohnungen und liefert ihnen eine wohlschmeckende und erfrischende Speise, wenn sie ermüdet von der Arbeit auf den Feldern heimkehren.

Der starke vom Gebirg herabströmende Bach bewässert nicht nur die Pflanzung und die prachtvollen Wiesen, sondern er treibt auch sämmtliche Räder in den Mühlen und Fabrikgebäuden, durch deren Kraft die Maschinen in Bewegung gesetzt werden. Laßt uns,

ihr lieben Leser, auch in diese Gebäude einen Blick werfen.

In dem ersten Gebäude sehen wir sechs Paar eiserne Walzen. Sie stehen aufrecht, jedes Paar fünf Fuß vom andern entfernt. Eine breite kupferne Rinne unter ihnen glänzt blankgeputzt hervor. Die eine ganz offene Seite des Gebäudes ist fast völlig verdeckt von Rohrmassen, welche hierher gebracht werden, denn sobald sie geschnitten sind, müssen die Rohre in der Mühle sogleich ausgepreßt werden, damit das saftreiche Mark derselben nicht verdirbt.

Dumpf tönt der Gesang der Neger durch das Gerassel der Triebräder und das Brausen des Wassers. Ein durchdringender Tabacksdampf ist der Nase lästig. Auf dem Hofe liegen zum Trocknen weit ausgebreitet die ausgepreßten Rohre. Sie müssen an der Sonne dörren, um als Feuerungsmittel zu dienen. Jetzt wollen wir eintreten.

Eine Reihe von Negern reicht die Rohre zu und an den Walzen steht eine zweite Reihe, um die Rohre durchlaufen zu lassen. Auf der andern Seite werden die ausgepreßten Rohre von andern hinweggenommen und auf Haufen geworfen, von wo aus sie mit Karren auf den Platz vor dem Hause gebracht werden. Die Neger müssen singen und Tabackrauchen, um sich munter zu erhalten, denn hier wird zu der Zeit der Zuckerrohrärndte Tag und Nacht gearbeitet und das einfache

Geschäft erfordert die höchste Vorsicht. Wehe dem Armen, dessen Finger von den Walzen ergriffen wird. Sogleich ist derselbe zerquetscht, dann folgt die Hand, der Arm und . . .

Doch für den schrecklichsten Fall steht der Aufseher dabei und ihm ist ein schweres scharfes Beil zur Hand. Beim ersten Schrei springt er herzu und ein Schlag trennt die zerquetschte Hand oder den Arm vom Körper. Nicht selten muß dieses fürchterliche Rettungsmittel angewendet werden, dafür finden sich mehrere Krüppel, welche eine Hand oder einen Arm verloren haben, auf der Plantage Breda. Sie müssen jetzt als Fuhrleute ihr Brod verdienen.

Im nächsten Gebäude, wohin durch die kupferne Rinne der ausgepreßte Saft geleitet wird, sind die ungeheueren Kessel, woselbst er kocht. Der Qualm ist hier unausstehlig und der heiße Steinboden verräth die unterirdische Flamme, deren Kraft die mächtigen kupfernen Gefäße zum Kochen bringt. Mit großen hölzernen Löffeln wird der Schaum und gährende Unrath abgeschöpft, dann werden die mit Kalk versetzten Zuckermassen noch durch mehrmaliges Reinigen bis zur Muskovade, dem sogenannten Thomaszucker destilirt. Der klebrige und braunwässerige Theil, welcher keine sandartige trockene Gestalt annehmen will, tropft auf den Röften ab und bildet den Syrup. Dieser und andere Abfälle kommen in die Destilirkolben und auf diesen wird der

Rum abgezogen, welcher häufig in Europa ſtatt des reinen und — wenn mäßig genoſſen — geſunden Arracks verkauft und gebraucht wird.

Wir kehren jetzt zurück zum Schloſſe des Herrn von Libertas. In dem kühlen köſtlich eingerichteten Geſellſchaftsſaale finden wir alles zum Abendeſſen auf das Einladendſte vorbereitet. Die Gäſte dürfen nur kommen, denn Touſſaint hat ſeine Pflicht mit aller Umſicht eines erfahrnen und gut belehrten Haushofmeiſters erfüllt. Der köſtliche Madeira kühlt in den mit eiskaltem Waſſer gefüllten kupfernen Gefäßen und die prachtvollſten Früchte der heißen Zone liegen auf ſilbernen Credenztellern, um den Gäſten zum auserleſenen Nachtiſch zu dienen.

Jetzt eilt ein Neger auf ſchaumbedecktem Roß heran, um Herrn Bayou de Libertas von der Ankunft ſeiner Gäſte zu benachrichtigen. Schon bricht die kurze Dämmerung an, als fünf Reiter in den Vorhof des Schloſſes ſprengen, wo ſie der Hausherr, je nachdem ihn mehr freundſchaftliche Bande oder blos die Rückſichten, welche angeſehenen Perſonen unter allen Verhältniſſen erzeigt werden, an dieſelben knüpfen, entweder mit kurzem vertraulichem Gruß, oder mit vornehm ſteifer Ehrenbezeugung empfängt.

Mehrere dieſer Herren ſind wir genöthigt, noch öfter im Laufe dieſer Erzählung unſern Leſern vorzuführen. Der Marquis von Borel, Herr von Charmilli

und de Chapelet, ein Offizier der Sapeure, den das letzte aus Europa angekommene Regierungsschiff nach Hayti brachte, werden wir im nächsten Kapitel kennen lernen.

Sobald diese Gäste das Haus des Herrn von Libertas betreten hatten, verließ Toussaint dasselbe, um sich nach der Hütte zu begeben, welche von dem Neger Jallo und seinen beiden Söhnen bewohnt wurde.

Er kam bald dort an. Einige riesenmäßige Pisangstrünke verdeckten seine kleine und unansehnliche Gestalt, ehe die Bewohner der Hütte ihn gewahr werden konnten. Toussaint sah vier junge Neger, welche eifrig sich mit einem ihm wohlbekannten Buch beschäftigten. Es war dieses Buch sein Eigenthum, seine beiden Söhne lasen den Kindern des Jallo einige Stellen aus einer französischen Ausgabe des neuen Testamentes vor und bemühten sich, den Knaben, welche nur mühsam die französische Wortfolge verstehen konnten, so gut als es ging, den Sinn derselben zu verdeutlichen. Barka und Jumina hatten allerdings durch den Umgang mit Toussaints Kindern in der kurzen Zeit ihres Aufenthalts sehr rasche Fortschritte gemacht, doch blieb noch sehr viel übrig, bis sie dahin gelangten, das ihnen völlig fremde Idiom völlig verstehen zu können. Leichter und schneller begriffen sie die Negersprache, ein Gemeng afrikanischer und französischer Worte, welches unter den Sclaven gebräuchlich ist und das sie durch die Noth-

wendigkeit, sich ausdrücken zu lernen und durch den Umgang mit Andern ihres Gleichen sehr rasch auffassen und behalten.

Nachdem Toussaint einige Zeit zugehört hatte, trat er zu den Gefährten und lobte die einen wegen ihres Lehreifers und die andern wegen ihrer Wißbegierde. Die Knaben fühlten sich nicht wenig dadurch ermuntert, denn Toussaint galt schon damals für den weisesten Neger im Domingo und der Ruf von seiner Gelehrsamkeit und seinem scharfen Verstand war weit und breit gedrungen.

Als er nach Jallo fragte, berichtete Barka, daß der Vater noch einen Gang nach dem nahen Gehölz vorgenommen hätte. Toussaint wußte also, daß er ihn auf dem bestimmten Platze treffen würde, verließ seine jüngeren Standesgenossen nach kurzem Gruß, und schritt hinaus, um die Umzäunung, in welche die Neger jede Nacht eingeschlossen wurden, zu verlassen.

An der Thüre entdeckte er im Dunkel die Gestalt eines Mannes, der mehrere große Hunde an der Leine hielt und das Thor so eben schließen wollte. Dieser Mensch rief ihm Scheltworte und Flüche entgegen und befahl ihm, in der Umzäunung zu bleiben. Toussaint erkannte ihn an der Sprache und schritt unbekümmert um seine Drohungen auf die Pforte zu.

Der Aufseher ergrimmte und riß die Peitsche herab, um seinen Worten Nachdruck zu geben. Aber Toussaint

stand ihm jetzt gegenüber. Es war Grenaud, der ihn Mittags erst mißhandelt hatte.

»Was hast du noch um diese Stunde hier zu schaffen, nichtsnutziger Tagdieb?« schnaubte er Toussaint an.

»Darnach habt Ihr nichts zu fragen, Grenaud, ich werde dem Herrn darüber Rechenschaft geben;« entgegnete Toussaint ruhig, indem er dem Aufseher ganz nahe trat.

Grenaud wußte nicht, was er auf diese trotzige und mit Kälte ausgesprochene Bemerkung antworten sollte. Er sprach also:

»Geh aus dem Wege und hindere mich nicht, mein Geschäft zu verrichten.«

»Das werde ich nie, wenn Ihr dabei eure Gewalt nicht mißbraucht und arme schutzlose Sclaven nicht mißhandelt, Herr Grenaud;« entgegnete Toussaint, schon im Fortgehen begriffen.

Der heimtückische Franzose schloß zähneknirschend das Thor, dann hetzte er die Hunde dem in die Nacht hinausschreitenden Toussaint nach. Die Thiere schossen wie der Pfeil von der Sehne fort und holten den rüstig vorwärts schreitenden Neger bald ein. Aber statt ihn anzufallen, sprangen sie freundlich wedelnd an ihm empor und schienen Lust zu haben, ihn bei seinem Gang zu begleiten. Toussaint lächelte über die niedrig grausame Sinnesart seines Gegners, schmeichelte den Thieren

und führte sie zu Grenaud zurück, der mit offenem Munde die ihm unerklärliche Zutraulichkeit seiner grimmigen Begleiter wahrnahm.

»Ihr seht, Herr, daß es umsonst ist, mir schaden zu wollen. Es gelingt Euch nicht, darum unterlaßt Eure Versuche, denn glaubt mir, eher würden die Thiere Euch zerreißen, als daß sie mir irgend Schaden zufügten.

»Verdammter Hexenmeister!« schrie Grenaud, der nach diesem seltsamen Vorfall und mit durch Aberglauben verfinstertem Gemüthe nicht den mindesten Zweifel in Toussaints Aussage setzte.

»Nicht doch, Grenaud;« sagte der verständige Neger, »hier geht alles mit natürlichen Dingen zu; aber Ihr könnt doch etwas dabei lernen, wenn Ihr wollt, nämlich: daß man weder von Menschen, noch selbst von unvernünftigen Thieren Schlimmes zu befürchten hat, wenn man ihnen nie etwas Böses, sondern immer nur Gutes erweiset. Das merkt Euch, und thut darnach, damit Ihr es nicht in kurzer Zeit bitter bereuet, meinen Rath nicht befolgt zu haben.«

Hiemit überließ er den ergrimmten Aufseher seinen Betrachtungen und war binnen kurzer Zeit hinter den nächsten Gebüschen im Dunkel der Nacht verschwunden.

Drittes Kapitel.

Zwei sehr verschiedene Gesellschaften.

Um den prachtvoll bestellten Tisch des Herrn von Libertas reihten sich die Gesellschafter, welche ihn mit ihrem Besuch beehrt hatten. Der Nachtisch stand aufgetragen und der köstliche Madeira und Capwein begeisterte die heißblütigen Creolen und löste den Mantel ruhiger Verschlossenheit, welchen sie im Anfang des Mahles behauptet hatten. Der Offizier de Chapelet, ein junger, feingebildeter und tüchtiger Kriegsmann, war so eben aufgefordert worden, den Zustand des in fürchterlicher Aufregung befindlichen Mutterlandes zu schildern. Wir geben unsern Lesern nur den Schluß seiner Rede, in dem er alles kurz zusammenfaßte. Er endigte:

»Was läßt sich nach diesen Vorfällen erwarten? Das Volk hat seine Gewalt erkannt und der König ist zu mild, zu nachsichtig gewesen, um die Menschen, welche gegenwärtig die Sache auf die Spitze treiben, zu züchtigen und den Aufruhr durch Waffengewalt zu unterdrücken. Als es schon zu weit gekommen war, suchte der König zu entfliehen. Aber er wurde verrathen und dieser Versuch ist sein Untergang. Man

hegt in Frankreich die düsterſten Beſorgniſſe, denn die Revolte wird von Tag zu Tag unbändiger, die Frevelthaten mehren ſich, das Recht wird mit Füßen getreten; es fließt viel Blut und Niemand wagt es, den heftigen und fürchterlichen Menſchen, welche an der Spitze ſtehen, Widerſtand zu leiſten. Das Leben des Königs ſteht in Gefahr. Ja, meine Herren, König Ludwig der Sechzehnte wäre hier in der Hütte jedes Negerſclaven ſicherer, als in der Hauptſtadt Frankreichs, wo ihm ſeine Freunde nichts nützen können und ſeine Feinde darauf hin arbeiten, ihm, nachdem ſie ihm die Krone entriſſen, auch das Leben zu rauben.«

»Mein Gott,« rief Libertas erſchreckt und entrüſtet was denken denn die Bürger, jene große Maſſe, jene Millionen gut geſinnter und treuer Franzoſen, daß ſie dieſem Treiben ruhig und faſt theilnahmlos zuſehen?«

»Die Furcht, mein verehrter Gaſtfreund, die Furcht hält ſie im Zaume; ſie fürchten die Guillotine, unter deren Beil täglich hunderte von Köpfen fallen.

»Und die Armee, die dem König Treue ſchwur?« rief Charmilli ſpöttiſch.

»Die Armee kämpft an den Grenzen, gegen die Heere von Preußen und Oeſterreich und gegen die Emigranten, welche in ihr Vaterland den blutigen Bürgerkrieg ſchleudern wollen,« entgegnete Chapelet ſehr ernſt.

»Die Garden aber, jene alten Regimenter, welche zum Schutze der Perſon des Königs da ſind . . .?«

»Es gibt keine Garde mehr, keine Schweizertruppen. Sie sind ermordet, von zügellosen Volkshaufen hingeschlachtet worden und der König mußte es selbst gutheißen, daß man seine treuesten Freunde hinopferte.«

»Schrecklich!« riefen Libertas und Charmilli.

»Noch ist das Maaß des Elends und der Schrecken nicht erschöpft, meine Freunde. Möge Gott Frankreich vor sich selbst und den inneren Feinden schützen, denn die Fremden hat es nie gefürchtet oder zu fürchen Ursache gehabt,« endete Herr von Chapelet.

»Dieser Zustand ist allerdings sehr schlimm und beklagenswerth,« sprach der Marquis von Borel; allein auch wir leiden durch den Wahnsinn jener thörichten Menschen, welche Frankreich in alle Schauer der Anarchie und der gräßlichsten Verwirrung stürzen.

»In wie ferne, mein Herr?« entgegnete der Offizier.

»Das ist klar,« rief Borel heftig; jene Narren dekretiren in Paris die Freiheit unserer Sclaven. Sie ertheilen diesen Creaturen gleiche Rechte mit uns und denken nicht daran, daß diese schwarze Brut von uns theuer erkauft, daß sie unser wohlerworbenes Eigenthum ist und daß man uns vorher entschädigen, uns andere Arbeiter geben müßte, die unsere Plantagen und Felder bearbeiten könnten, ja daß man alles, selbst die Natur und das stumpfe Wesen dieser Halbmenschen ändern müßte, wenn man diese tolle Idee verwirklichen wollte. Die Freiheitshelden in Paris sind Narren, die man in's

Irrenhaus sperren sollte, um dort ihre Tollheit und Schwärmerei auszuschwitzen!«

Alle schwiegen bei dieser heftigen und gefährlichen Rede. Endlich entgegnete Chalepet:

»Ich höre hier eine andere Sprache. Es ist gut, Herr Marquis, daß der atlantische Ocean zwischen Ihnen und dem Nationalconvent von Frankreich rollt.«

»Für wen, mein Herr,« entgegnete der heftige Creole, für mich, oder für jenen Clubb von Tollhäuslern?«

»Ich glaube, zunächst für Sie und uns alle, die wir hier sind, Herr Marquis,« rief der junge Mann scharf auf Borel blickend; »denn diese Ansichten, die wir hier aussprechen, führen in Frankreich unter das Beil des Henkers.«

»So wissen Sie denn, mein Herr, daß ich und die meisten Colonisten und Grundbesitzer diese unsere Ansichten an den Convent unverholen berichten werden. Ja mein Herr, wenn Frankreich uns ruiniren und unserer Rechte berauben will, so haben wir Nachbarn in Jamaika, die es besser verstehen, sie zu beschützen.«

»Was meinen Sie, Herr Marquis?« rief Chapelet erstaunt, Sie werden doch nicht Hülfe bei England suchen wollen?

»Hülfe nicht allein,« mein Offizier, »denn England wird uns mit Bereitwilligkeit entgegen kommen, wenn wir uns ihm anschließen wollen;« sprach Borel laut.

»Das ist Verrätherei, Herr Marquis, rief der Offizier entrüstet.

»Mäßigen Sie sich, mein Herr Offizier,« sprach Borel kalt.

»Nein, mein Herr, ich kann es nicht anders bezeichnen. Ich bin Offizier von Frankreich und ich diene meinem Vaterlande, mag es regiert werden, wie es wolle, aber nicht dem Possenspiele und dem blinden Hasse der Faktionen und Kasten.

Borel wurde blaß. Die Gluth eines heißen, flammenden Gemüthes war am Ausbruch und nur durch die Dazwischenkunft eines Dritten wurde der fürchterliche Zorn des schwer Gereizten zurückgehalten.

»Vergessen wir, meine Freunde, was hier abweichende Ansichten durch ihren Zusammenstoß laut aus der gereizten Brust tönen ließen. Sprechen wir von der Sache selbst. Sie werden nicht läugnen, Herr de Chapelet, daß unser aller Leben und Eigenthum durch das Dekret des Convents, in welchem plötzlich alle Neger in Freiheit gesetzt sind, in der drohendsten Gefahr schwebt. Wir sind dadurch preißgegeben dem Hasse und der blinden Wuth einer Masse von 500000 Barbaren, die nur durch die Furcht im Zaume gehalten worden sind. Ja wir leben auf einem Vulkan, der schon donnernd und zuckend seinen Ausbruch ankündigt. Was können jene Menschen zu unserm Schutze thun, wenn die Neger ihre Ketten sprengen und uns wenige Creolen, die wir ihrer ersten blinden Wuth nichts, als

Ergebung, oder einen ohnmächtigen, und darum nur noch gefährlicheren Widerstand entgegen zu setzen haben, hinschlachten und morden?«

»Liegen nicht im Cap sechstausend Franzosen zu Ihrem Schutze? Und vertrauen Sie so wenig auf den Edelmuth glücklicher Menschen, deren Ketten plötzlich zerbrochen sind und die darum Dankbarkeit und andere schöne Gefühle nur um so fester mit Ihnen verknüpfen werden?

»Man sieht, daß Sie die hiesigen Verhältnisse nicht kennen, Herr Offizier«, rief Charmilli spöttisch. »Die Neger betrachten uns als ihre erbittertsten Feinde und ich würde selbst meinem Diener, der mit mir aufgewachsen ist, und dem ich von Kindheit auf nur Gutes erwieß, nicht trauen, wenn es zum gefürchteten Aufstande käme!«

»Weßhalb setzen Sie nicht selbst Ihre Neger in Freiheit?« fragte der Offizier. Thun sie es und erwarten sie dann von dieser Edelthat ruhig den Erfolg.«

»Wer bezahlt mir aber mein Kapital, rief einer der Gesellschafter. Ich habe auf meiner Plantage fünf hundert Neger und habe fast 70000 Thaler für ihren Ankauf ausgegeben.«

»Mit Freuden wird jeder von Ihren Sclaven seine Schuld durch Arbeit tilgen. Ja mein Herr, Sie sind nur Gläubiger und haben in Ihren Negern Schuldner, welche ihre Schuld an Sie abtragen müssen, rief

de Chapelet. Die Vernunft, das Recht und die Billigkeit lassen diese Sache aus keinem andern Gesichtspunkte betrachten.«

»Glauben Sie das, mein Herr? fragte Borel höhnisch. O nein! die Sclaven haben es bequemer. Es ist viel angenehmer, eine Schuld nicht zu zahlen, als Jahre lang hart und schwer zu arbeiten, um die nöthige Summe dazu aufzubringen. Wer zwingt sie denn, das Kapital, welches wir für sie ausgelegt haben, uns wieder zu geben, wenn sie es nicht thun wollen?«

»Frankreich wird Sie in Ihrem Rechte schützen, gleich wie es seine Rechte gegen alle Angriffe der Faktionen und der Feinde vertheidigen wird,« sprach der Offizier stolz.

»Sie weisen uns an die Großmuth Frankreichs, das jetzt unsere Rechte schützen soll, während wir durch dasselbe gekränkt und geschädigt werden, sprach ein anderer. Nein, nein, unser Vertrauen ist erschüttert; wir können da nicht an Billigkeit und Recht glauben, wo wir mit Ungerechtigkeit und Verletzung unseres Eigenthums bedroht werden.«

»Welche Absicht auch der Convent haben mag, — ich läugne nicht, daß den Gedanken an die Freiheit der Neger allerdings ein edler Mann faßte, dessen Absicht rein und gut war — sprach Libertas, aber ich wiederhole es, welche Absicht auch der Convent haben mag, hier ist man der Zeit unnatürlich vorangeschritten. Die

Neger müßten erst gebildet und gesittet gemacht werden, denn die Freiheit können nur gesittete und gebildete Menschen genießen.«

»Weßhalb thut man nichts für ihre Bildung? Haben sie nicht gleiche Rechte mit allen Menschen? Oder gab ihnen der Schöpfer keine Vernunft, keine unsterbliche Seele, wie uns?«

»Genug, mein Herr, lernen Sie erst diese Bestien kennen,« sprach Borel voll Haß, »dann reden Sie von Bildung, Sitte, von Menschenrechten, von Vernunft und all dem Unsinn, den die Pariser Narren in die Welt hineinschwätzen. Die Festigkeit unserer Nationalversammlung in Leogane hat jene schändlichen Beschlüsse des wahnsinnigen Convents verworfen; wir werden Mittel finden, unsere Sclaven in Ketten zu halten und uns gegen unsere Feinde in Frankreich zu schützen. Sehen Sie hin auf die Farbigen. Diese Vipern haben sich empört, Pflanzungen sind verwüstet, Greuelthaten aller Art verübt worden. Die Schaaren des Rigaud stehen noch unter Waffen, man hat Lager errichtet, im Süden tobt der offene Kampf und hier im Norden der Insel halten wir nur mühsam den Aufruhr gefesselt. Alles dieses ist das Werk Frankreichs, des mütterlichen, das uns Liebe heuchelt, während es uns den Dolch in das Herz bohrt.«

»Borel hat recht,« rief einer der Pflanzer erbißt, doch gibt es ein sicheres Mittel, uns zu bewahren und

mehr als Einer hat schon daran gedacht. Seht hinüber nach Jamaika; dort stehen zehntausend Engländer, dort liegt eine tüchtige Flotte. Man scheint nur zu warten, bis wir rufen.

»Wer wagt es, den französischen Namen zu entehren?« rief de Chapelet mit wilder Leidenschaft.

»Ich! rief Borel.« Frankreich hat sich selbst entehrt, denn es hat uns leichtsinnig ins Verderben gestürzt und Sie werden doch zugestehen, daß wir das Recht haben müssen, uns zu helfen, wie wir können?

»Durch die Fremden? rief der Offizier verächtlich, durch die ewigen Feinde unseres Vaterlandes? Ist Frankreich nicht stark genug, sich selbst zu schützen? Oder achten Sie sechstausend französische Krieger in der Capstadt für Nichts?

»Was sind sechstausend Menschen, die das Klima nicht vertragen können und schon jetzt zur Hälfte durch Krankheiten dienstunfähig sind, gegen eine halbe Million grimmiger Feinde, die nichts von Kriegsrecht wissen und in thierischer Wuth weder Tod, noch Teufel scheuen? sprach Charmilli spöttisch.

»Schützen Sie sich selbst, mein Herr, rief Borel kalt und verächtlich, Sie werden alles bedürfen, um das eigene Leben zu retten!«

»Laßt sie in Frankreich dekretiren, was sie wollen, rief einer der Pflanzer, wir sind stark genug zur Bewahrung unserer Rechte. Bilden sie

dort eine Republik, so können wir in Domingo dasselbe thun . .«

Alle geriethen in wilde Aufregung; jeder sprang auf; Drohungen, wildes Durcheinander, Schwüre und Geschrei — so endigte das Gespräch.

Endlich sagte de Chapelet einige Worte zu Herrn von Libertas, dann stand er auf, ergriff den Hut; man schwieg jetzt.

»Ich sehe, es steht hier schlimmer, als wir in Frankreich dachten. Ich bin nicht berufen, der Regierung Nachricht von ihren Gesinnungen zu geben, doch kann ich mit Ihnen und Ihren Ansichten nie etwas gemein haben. Leben Sie wohl, meine Herren!«

Bei diesen Worten sah er die Creolen ernst und fast der Reihe nach an, dann begrüßte er Herrn von Libertas und verließ das Gemach, um sich zu Pferd in Begleitung einiger Diener nach der Capstadt zu begeben. Die Gesellschaft war zerstört und nach wenigen Worten, welche von Libertas zur Beruhigung gesprochen wurden, verließen alle das Zimmer, um nach ihrer Heimath zurückzukehren.

* * *

Ein wildes Gebirg erfüllt das Innere von Hayti. Es sind die Mornen, welche ihre Felsenhäupter zackig gen Himmel erheben. Ungeheuere Stämme ragen in das stille Mondlicht der Nacht und wiegen die stolzen Kronen voll fremder seltsamer Blüthen und voll bunter

unbekannter Geschöpfe und unter ihnen dehnt sich die tropische Pflanzenwelt mit ihren prachtvollen und üppigen Formen. Die Strasse führt über steile Bergpässe und durch enge schauerliche Schluchten in den spanischen Theil der Insel. Aber keine Grenzmark bezeichnet die Trennung in der Wildniß. Der einsame Reisende treibt das müde Maulthier scheuen Blicks die jähen Pfade hinauf und hinab und schlägt ein Kreuz, wenn seltsame Töne, das Heulen des Sturmes in den Schluchten, die brechenden Zweige und Stämme des Urwaldes, Stimmen, welche der Sage nach ermordeten Caziken und Heidenpriestern gehören, in sein furchtsames Ohr schallen.

In der Stille der Nacht hört man dumpfen unterirdischen Donner oft die Thäler erschüttern und Flammen steigen aus der Tiefe. Oede und wild steigt Gipfel an Gipfel auf. Mitten durch die waldigen Berge stürzt ein Strom von Klippe zu Klippe. Bald sammelt er seine Wasser in breiten Becken, auf welchen ungeheuere Blätter und Blumenkelche schwimmen, in lautloser Einsamkeit Flamingos und rothe Wasserhühner baden, Cypressen und duftende Gesträuche spielend die Blüthenbüschel in seinen Spiegel neigen und der gierige Kaiman sein weinerliches Geschrei erschallen läßt; bald brüllt er donnernd auf in den Schlünden.

Schwarz und zackig starren an einer Stelle die Felsen empor und zwischen ihren hohen Wänden donnert der Grand Rivière. Ein jäher Felsen hängt über ihm

und deckt ihn mit Nacht. Oben liegt eine breite Platte, die Teufelskanzel genannt und ihr vorspringender Rand wird vom Mondlicht beglänzt. Unten wuchert dichtes Gestrüpp. Lianen in tausend Geflechten stricken ein Netz um die Tulpenbäume und den Acajou; gelbe Haubeneulen und große Fledermäuse schwirren allein in der nächtlichen Finsterniß. Gerade unter diesem Felsen ist ein höhlenartiger Raum, geschützt durch den Ueberhang. In der Tiefe vor ihm stürzt der Strom zwanzig Fuß hoch hinab und von seinem dumpfen Donner zittern diese starren Rippen der Erde. Wenn man die Höhle durchforscht und um einen Felsenvorsprung tritt, zeigt sich ein zweites kleineres Gewölbe. Hoch und schwarz sind die Wände, grüngelbes dichtes Bartmoos hängt da und dort von den Stalaktiten nieder und leise klingend fällt Tropfen nach Tropfen von der zerrissenen Wölbung.

In diesem Schlunde brannte ein helles Feuer und sein Schein beleuchtete einen Halbkreis von schwarzen nackten Gestalten, welche dämonenartig auf Felsentrümmern hockten, oder, Statuen gleich, unbeweglich und schweigend an den Felsenwänden standen.

Mitten in diesem Kreise halbnackter Wilden standen einige Männer, deren europäische Kleider und weiße Gesichter einen seltsamen Gegensatz zu ihren schwarzen Gefährten bildeten. Die Flamme blitzte auf der goldgestickten Uniform eines Offiziers; ein zweiter zeigte

sich in der schwarzen Tracht eines Geistlichen; ein dritter Mann von plumper derber Gestalt trug die Kleidung eines Seemannes und der doppelte Anker auf seiner Schulter bewieß zur Genüge, daß er diesem ehrbaren Stande angehörte. Sein schmales wettergebräuntes Gesicht trug den Ausdruck von Muth, Härte und berechnender Schlauheit.

Diesen Männern gegenüber stand ein Neger und unser alter Bekannter Toussaint. Hinter beiden reihte sich die Masse der Schwarzen an die feuchten Wände. Alles hörte aufmerksam dem Gespräche zu.

»Wir sind einig,« endigte der spanische Offizier, der von seiner Regierung als Agent oder Unterhändler an die Neger gesendet worden war, »und ihr dürft Euch der Unterstützung von Spanien versichert halten.«

»Einig, Massa,« entgegnete der Neger, »aber noch nicht ganz; Ihr wißt, daß es uns an Waffen fehlt, an Munition, mit einem Worte an allem, womit man Krieg führen kann. Wenn es Spanien mit uns und unserer Sache gut meint, wohlan, so sende man uns das Nöthige und wir wollen uns gern verpflichten zum Ersatze, sobald wir es zu thun im Stande sind.«

»Es ist nicht möglich, mein Freund, wir können nicht, weil uns dazu die nöthigen Mittel fehlen« — entgegnete der Offizier. »Ihr müßt Euch in diesem Punkte selbst helfen und ich denke, es wird sich im Gebiete genug Geld finden, um das Nöthige anschaffen zu können.«

»Also will Spanien uns ohne das mindeste Opfer, ohne die nöthige Unterstützung lassen?« rief Toussaint unmuthig. »Wir sollen alles selbst thun? In der dürren Wüste sollen wir Brunnen graben, damit Ihr desto bequemer Euch mit ihrem Wasser laben könnet? Nein, das sei ferne, die Früchte unserer Arbeit wollen wir selbst genießen, Sennor.«

»Hier ist ein Mann, der eine Ladung von viertausend Flinten hat« sprach der Geistliche zu den Negern, welche still und düster umherstanden.

»Kapitain,« sprach der Spanier zu dem Seemanne, der mit kaltem Blick diesem Gespräch zugehört hatte, »unter welchen Bedingungen wollt Ihr Eure Ladung an unsere Freunde ablassen?«

»Um Geld ist alles zu haben,« entgegnete der Seemann kalt.

»So laßt Eure Ladung im Fort Dauphin landen,« sprach der Spanier dringend.

»Nicht einen Flintenlauf« rief der Amerikaner lachend.

»Und weßhalb nicht, rief der Spanier verwundert, Ihr hattet es doch zugesagt?«

»Ganz recht, Sennor, doch jetzt, nachdem ich selbst gesehen, wie die Verhältnisse sind, kann und will ich mein Wort nicht halten.«

»Wie, Ihr zieht Euch zurück? rief der Priester entrüstet. Hat nicht Don Alonso Euch sein Wort als

Bürgschaft angetragen und sich erboten, die Wechsel zu unterzeichnen?

»Ja, Vater, das ist geschehen, aber man sagte mir, daß ich hier Leute finden würde, welche die Sache schon in Ordnung gebracht hätten. Ich sollte hier Männer treffen, die zahlungsfähig sind, bekannte, angesehene Leute von Vermögen. Ich sehe aber nur Sclaven und Ihr — Ihr zieht den Kopf aus der Schlinge und werdet mir nicht einen Dollar geben, wenn aus dem Aufstande nichts wird, oder wenn er mißlingt.«

»Nun wahrlich, Sir, bei dem ungeheueren Vortheil, den Ihr von Eurer Waare nehmt, müßt Ihr auch etwas wagen. Ihr kauft die Flinten zu Newyork um sechs Schillinge und erhaltet oder fordert hier für jede zwei Pfund« rief der Priester.

»Bezahlt und ich lasse sie Euch um die Hälfte!« rief der Seemann mit großer Ruhe.

»Hört mich an, Sennor Don Diego, rief der junge Neger, Ihr seht uns bereit, für unsere Freiheit zu sterben. Wir werden kämpfen wie Männer und unsere Schuld tilgen, sobald wir es zu thun im Stande sind. Ihr seid gewiß im Besitze der Mittel und könnt uns die Waffen verschaffen. Thut es, Sennor, und wir wollen Euch das Kapital mit hohen Zinsen zurückerstatten.«

Der Spanier zuckte mit den Achseln. »Ich kann nichts thun, rief er voll Verlegenheit, ich sehe ein, daß ihr wenig fordert, es ist kaum der Rede werth, aber

— ich habe in dieser Hinsicht gar keine Instruktionen. Wenn nur irgend etwas schon geschehen wäre, worauf sich fußen ließe!«

Toussaint trat barsch vor den Amerikaner, der ihn mit untergeschlagenen Armen erwartete und vom Kopfe bis zum Fuße mit den Augen maß.

»Ihr seht, Sir, daß man unserer Sache kein Vertrauen schenkt. Man hat Euch fünfzig Meilen weit bis in die Mornen geführt, um Euch einsehen zu lassen, daß es klüger gewesen wäre, Euch direkt an uns zu wenden, was jedenfalls kürzer und besser gewesen wäre. Traut Ihr dem Erfolg unsers Unternehmens nicht?«

»Ich wette nicht nicht einen Flintenlauf darauf;« erwiederte der Amerikaner, und steckte beide Hände in die Taschen.

»Wann könnt Ihr eure Waare landen?« fuhr Toussaint fort.

»Landen?« rief der Seemann lachend. »Wann habt ihr Geld?«

»Genug, sprach Toussaint, dem das jüdisch vorsichtige Wesen seines Gegners, sowie auch die Halbheit in dem Benehmen der Spanier äußerst widerlich war, »sagt, wie viel Ihr wollt?«

Der Kapitain sah ihn ungläubig und erstaunt an. — Schafft achttausend Pfund binnen drei Tagen in die Bucht bei dem Fort Dauphin und Ihr sollt viertausend tüchtige Gewehre haben.«

»Was sagst du zu diesem Bettel, mein Bruder Jean Francois« rief Toussaint, indem er den jüngeren Neger beim Arme ergriff. »Wie viel Geld liegt auf der Plantage Noe? In Marmelade allein sind zwanzigtausend Doublonen. Was meint Ihr, Herr Kapitain, was die reiche Ebene des Kaps wohl werth sein mag? Sie gehört morgen uns! Schifft Eure Gewehre aus, das Geld soll zur Stelle sein. Eilt hernach zurück nach Eurem Vaterlande, bringt uns Kanonen, Kriegsbedarf so viel Ihr könnt, es bricht eine goldene Zeit für Euch an, und was Ihr auch fordert, Ihr sollt bezahlt werden.«

»Goddam!« rief der Seemann und reichte Toussaint die Hand; »Ihr seid mein Mann; ich vertraue Euch und Ihr sollt haben, was Ihr begehrt, das Geld mag da sein oder nicht!«

Die beiden Spanier standen beschämt und erstaunt. Endlich mischte sich der Offizier wieder in das Gespräch und verkündete den Negern, daß sie getrost ihr Werk beginnen und auf die Unterstützung Spaniens zählen dürften. Für den Fall des Mißlingens stehe ihnen das spanische Gebiet offen und sie dürften dort auf Schutz und Hülfe zählen. Zugleich gab er ihnen militärischen Rath, wie sie bei ihrem Angriff zu Werke zu gehen hätten und drang darauf, daß alles so bald, als möglich geschehe, wenn nicht durch Verrath oder durch andere Hindernisse der Sache Einhalt gethan werden sollte.

Der Priester forderte sie dagegen auf, für die

Sache ihrer heiligen Religion zu kämpfen, die von den rebellischen Franzosen mit Füßen getreten werde, für die Sache ihres Königs, dessen Leben durch sein eigenes Volk gefährdet sei.« Es sind Abtrünnige, Ketzer, Rebellen, fuhr er fort und der Himmel befiehlt Euch, sie mit Feuer und Schwert auszurotten. Ja, meine Kinder, kämpft für Eure heilige Religion, kämpft aber auch für die Sache Eures unglücklichen Königs. Diese weißen Henker, welche sich erfrechten, die Befehle des Königs ihres und Eures gnädigen Herren mit Füßen zu treten, laßt sie keine Gnade finden. Der König befiehlt ihnen seit Jahren vergebens, daß sie Euch frei und glücklich machen sollten. Aber sie gehorchten nicht, sie sind Rebellen, Aufrührer, Abtrünnige von Gott und ihrem irdischen Herrn. So geht denn und vertilgt sie wie giftiges Gewürm von der Erde, wie die züngelnde Schlange und den gräßlichen Kaiman. Geht und der Segen des Herrn sei mit Euch!

Alle fielen nieder auf ihre Kniee und der Priester fuhr fort:

»Ja, ich segne Euch, meine Kinder! Der Segen des Himmels und der heiligen Kirche ist mit Euch. Ihr werdet siegen über die Feinde Gottes und der Menschen. Alle Freuden der Erde werden Euch beglücken und die in diesem Kampfe fallen, erwartet die Seligkeit des Himmels!«

Nach diesen Worten rüsteten sich die Fremden zum

Aufbruch. Nachdem sie von Einzelnen, ins Besondere aber von Toussaint und Jean Francois Abschied genommen hatten, entfernten sie sich und die Neger blieben allein.

»Jetzt hört mich, Brüder, rief Jean Francois, in allen Pflanzungen sind unsere Gefährten bereit. So weit die Ebene des Caps reicht, werden sie sich beim ersten Feuerzeichen erheben. Wir gehen jetzt von hier und binnen zwei Stunden, wenn die erste Flamme aufsteigt, erheben sich vierzigtausend Männer und das verhaßte Joch, das uns drückt, ist zerbrochen.«

Ein furchtbares Geschrei unterbrach den Redner. Die zusammengekauerten Gestalten auf den Steinen sprangen empor, die Statuen an den Felsenwänden erwachten zum Leben. Ein einziger Gedanke schien alle diese Wesen zu ergreifen; rasende, bis zum Wahnsinn gesteigerte Wuth zuckte in ihren Bewegungen, Freude und ein übernatürlicher Durst nach Rache malte sich in ihren Zügen. Ein Gewirre von Verwünschungen und prahlerischen Drohungen erfüllte die düstere Halle. Die Neger umarmten sich, sie lachten und sprangen und alle rohe Wildheit der afrikanischen Natur trieb sie zu den rasenden Ausbrüchen, welche so schreckenerregend erscheinen. Nur Toussaint sah ernst und ruhig auf dieses tolle Treiben. Endlich winkte er mit der Hand und alsbald ward es stille.

»Meine Brüder, sprach er ernst und eindringlich,

ein Leib ohne Haupt ist todt. Eine Armee ohne Feldherrn ist ein Unding. Einer muß befehlen, während die andern gehorchen. Der Wille eines Einzigen muß das Ganze lenken, außerdem sind alle Anstrengungen umsonst. Bedenkt wohl, daß nur durch strenge und pünktliche Vollziehung kluger Befehle, nur durch genaue Befolgung eines wohlangelegten und überdachten Plans ein wichtiges Werk gelingen kann. Darum wählet jetzt einen Anführer und überlegt wohl, was ihr thun und wie ihr es ausführen wollt!«

Eine tiefe Stille verbreitete sich über die ganze Versammlung. Toussaint sah vor sich nieder, während Jean Francois das Haupt stolz erhob und die Neger der Reihe nach aufzufordern schien, sich für ihn zu erklären.

Endlich sprach Toussaint: Wählt Euren Anführer, und ich will der erste sein, der ihm gehorcht. Hier steht Jean Francois; er ist tapfer und klug; wir wollen ihm folgen und vertrauen.

Noch einen Augenblick blieb es ruhig, dann brach ein gellender Freudenruf das Schweigen. Alle stimmten darin ein und der laute Jubel der Neger übertönte selbst den Donner des Wasserfalles, der brausend die finstere Kluft erfüllte. Das Geschrei verstärkte sich endlich. Toussaint und Jean Francois verständigten sich schnell; sie ertheilten den Gefährten Befehle, Aufträge. Racheerfüllt verließen dieselben die Höhle und als selbst

der neuerwählte Anführer sich entfernt hatte, blieb nur Toussaint Breda mit Jallo in der dunkeln Kluft zurück.

»Folge mir jetzt, mein Bruder, sprach Toussaint zu diesem, »die Stunde drängt und der nächste Augenblick gehört nicht mehr uns, wenn wir ihn verstreichen lassen.«

Viertes Kapitel.

Der Aufstand der Neger.

Eine kostbare pariser Flötenuhr spielte und die kleine silberne Glocke tönte den Stundenschlag 2 Uhr nach Mitternacht. Das prachtvolle und üppige Schlafgemach des reichen Pflanzers war durch eine mit grünem Glasschirm versehene Lampe matt erleuchtet. Wohlgerüche zogen durch die mit Mosquitonetzen versehenen Fenster von der tropischen Nacht herein und draußen auf dem Lorbeerbaume, dessen duftende Blätterkrone in den balsamischen Lüften rauschte, ließen die Grillen ihr schläfriges Gezirp ertönen.

In einem seidenen Bette ruhte Herr Bayou de Libertas. Sein Schlaf war unruhig, denn tiefe Seufzer rangen sich aus seiner Brust; ein fürchterlicher Traum schien seine schwarzen Fittige gespenstisch auf

den Schlummernden herab zu senken. Da wurde die Thüre leise geöffnet und die dunkle Gestalt eines Negers trat geräuschlos herein.

Es war Toussaint.

Der Neger blieb stehen und warf einen düstern Blick auf alle Gegenstände in diesem kostbaren Gemach. Sein Auge trug einen traurigen Ausdruck, eine Thräne floß langsam über seine schwarze Wange. Endlich flüsterte er:

»Es ist die höchste Zeit! Was geschehen soll, kann nicht mehr aufgehalten werden. Der Fels rollt und ich kann nichts thun, als daß ich Libertas warne und ihm zur Flucht behülflich bin. Wohlan, es sei!«

Leise trat er zu dem Bette und ergriff die herabhängende Hand seines Herrn. Libertas erwachte und erkannte seinen treuesten Diener.

»Ach, Toussaint, du bist hier. Dem Himmel Dank, daß du mich erwecktest.«

»Weßhalb, Massa?« entgegnete der treue Neger mit einer Stimme, die vor Rührung bebte.

»O, mein Freund, ich träumte schwer und schrecklich!« sprach Libertas schaudernd, indem er die Augen mit den Händen bedeckte. »Gräßlich!«

Toussaint entgegnete nichts und Libertas fuhr fort:

»Mir geschah, als wäre ich am Fuße des feuerspeienden Berges Vesuv bei Neapel, den ich sah, als ich während meiner Jugendjahre eine Reise durch Eu-

ropa machte. Um mich blühten die Reben und süße Düfte der Orangen erfüllten die Luft. Da zuckte plötzlich der Boden unter mir; ich stürzte und sah den Krater des Berges von glühenden Lavamassen überströmen. Sie nahten mit fürchterlicher Eile; ich war erstarrt, doch die Gefahr belebte meine Kraft. Ich sprang auf und suchte eiligst zu entfliehen. Doch unter mir lag eine schwarze dichte Finsterniß, während die Blitze des Vulkans und die flammenden Lavaströme eine fürchterliche Helle hinter meinem Rücken verbreiteten. Trotz meiner eiligen Flucht kamen sie mir immer näher und näher, ich sah, daß ich ihnen nicht würde entrinnen können und suchte nach einem erhöheten Standpunkt, um die schrecklichen Flüsse an mir vorübersprühen zu lassen. Jetzt entdeckte ich einen Felsen von jäher, thurmähnlicher Gestalt. Ihn sehen und ersteigen war ein Moment; es war mein Glück nnd erettete mich vom Verderben. So dachte ich. Doch bald wurde ich gewahr, daß meine Lage nur noch schrecklicher sei und daß ich jetzt nur um so gewisser verloren wäre. Die glühenden Ströme nahten; sie umrauschten meinen schützenden Stein, er schmolz, er erhitzte sich schnell, er sank schon halb in die gräßliche Fluth. Erstickende Dämpfe und eine brennende Hitze machten mir jetzt das Athmen zur Unmöglichkeit. Verzweiflung ergriff mich, denn der Tod gähnte mich mit seinem glühenden hohlen Auge aus den dampfenden Wellen des feurigen Stromes an . . . da erweck-

test du mich und — ich bin gerettet!« schloß Libertas lächelnd.

»Großer Gott! rief Toussaint die Hände faltend, es ist mehr, als Ahnung, es ist ein Fingerzeig der gütigen Vorsehung.«

»Was ist dir, mein besonnener Freund, du pflegst sonst nicht viel auf Träume zu halten,« rief Libertas besorgt.

»Es ist kein Traum, Gott hat Euch einen warnenden Wink gegeben; ja ich, ich will Euch diesen Traum deuten. Flieht, mein edler, gütiger Massa, ehe gefährlichere und erbarmungslosere, als jene Lavaströme, die Euch im Traume schreckten, sich nahen. Flieht, Bayou, denn der Aufruhr flammt in diesen noch so stillen Fluren und ehe Ihr die Capstadt erreichen könnt, werden Euch die Feuerzeichen, welche den nächtlichen Himmel röthen, die Wahrheit meiner Aussage bethätigen.«

Libertas sprang entsetzt aus dem Bette.

»Eilt, Massa Libertas, ich habe alles schon besorgt. Zwei mir ergebene Neger werden Euch zur Capstadt begleiten. Nehmt Gold, so viel das Maulthier schleppen kann. Garderobe und andere unentbehrliche Dinge sind schon gepackt.«

Der Pflanzer stand entsetzt und unschlüssig. Endlich fand er mühsam seine Besonnenheit wieder und rief mit dem Ausdruck des tiefsten Schmerzes:

»So habe ich mich dennoch in dir getäuscht und ich hielt dich für meinen Freund und Bruder!«

»Euer Verdacht ist ungerecht, Massa! Ich täuschte Euch nicht, wie könnte ich sonst Euch zu retten suchen. Doch eilt! Großer Gott, die Zeit verrinnt und Ihr seid ein verlorner Mann, wenn die Neger Euch noch hier treffen!«

Der Pflanzer stand stumm und von der schrecklichsten Angst und Ungewißheit gefoltert.

Toussaint fiel ihm zu Füssen. Mit herzzerreißender Stimme rief er:

»Wenn nicht Euretwegen, Massa, doch um meinetwillen flieht, so schnell Ihr könnt. Ich hätte keine heitere Stunde mehr, wenn ich Euch nicht gerettet wüßte. Was kann ich für Euch thun, wenn ihr den Rasenden in die Hände fallt, ich, ein schwacher, einzelner Mann? Sie werden Euch ermorden, martern und ich kann nichts, als mit Euch sterben. Gern will ich aber den schauervollsten Tod erleiden, wenn ich nur Euch gerettet weiß.«

Die Wahrheit in dem Schmerze und in der Angst des Negers bewirkten mehr, als alle Vorstellungen. Libertas riß einen Bund Schlüssel von der Wand. »Nimm, redlicher Freund, in meinem Arbeitszimmer, in dem großen Schrank rechts, öffne die Kasse, raffe zusammen was du kannst, vergiß mein Portefeuille nicht, das Portefeuille!«

Toussaint sprang hinaus. Die Angst lehrte ihn

schnell alles finden und bald war ein starkes Maulthier mit einer schweren und kostbaren Last beladen. Jetzt kam Libertas; Toussaint half ihm auf das bereitstehende Pferd und ermahnte ihn, keinen Augenblick mehr zu zögern. Noch schlief alles, nur in den Negerdörfern flammten die Lichter und ein dumpfes Geräusch drang heran. Libertas sah noch einmal nach seinem herrlichen Eigenthum. Breda war eine fürstliche Besitzung und ein tiefes Weh preßte die Brust des Besitzers, als er im Begriff war, dieselbe als Flüchtling zu verlassen.

Da flammte auf einem fernen Berge ein grelles Feuer auf. Aus den Hütten der Neger ertönte ein wildes, dämonisches Geheul . . .

»Fort! um Gottes Willen, Massa! . . rief Toussaint in schrecklicher Seelenangst.

»Fort, Massa! riefen die beiden Neger. Sie ergriffen Libertas Pferd am Zügel, gaben ihren Maulthieren die Sporen und hin brausten die drei Reiter, hintendrein an der Leine das beladene Saumthier. Bald verbarg die finstere Nacht die Flüchtenden vor Toussaints Auge.

Noch ein milchweißes Roß war an dem Hause angebunden. Das muthige Thier zerrte an den Zügeln und wollte den Gefährten folgen, Toussaint band es los, sprang in den Sattel und warf noch einen Blick über die schöne Anlage. Dann erhob er den Arm und rief:

»Er ist fort und Gott wird ihn schützen! Jetzt, Verderben, schreite deinen grausen Gang. Wehe, wehe, wehe! Ihr weißen, blutdürstigen Henker! meine armen Brüder haben viel, viel an Euch zu rächen, und die Kinder Afrikas haben von Euch kein Erbarmen gelernt. So wüthe denn, blutiger Tornado, verzehre die großen reichen Häuser. Einst wird der Tag kommen, wo wir wieder bauen und pflanzen! Fort von hier, wo jeder Stein mich an ein langes Leben voll Erniedrigung und Schmach erinnert. Ich bin ein Mensch und will alle Rechte, die mir Gott gegeben hat. Darum keine Versöhnung! Deine Brüder rufen, Toussaint. Weiße Gesichter, weiße Teufel, ich will sie zertreten und die Neger sollen ihr Blut trinken, bis ihre gräßliche Rache gesättigt ist!«

Jetzt ließ er dem bäumenden Rosse die Zügel. Das Thier flog über den blumigen Garten hinweg. Die weißen schimmernden Glieder glänzten im Mondlicht und der schwarze Reiter im flatternden Kleide, der bewegungslos durch die Lüfte fuhr — es war der Tod der still den nächtlichen Rund um die Erde macht und Verderben folgte seiner Spur.

Der Vorplatz lag noch im nächtlichen Dunkel; eine tiefe Stille herrschte im Hause des Pflanzers, während aus den nächsten Umgebungen ein lautes, fürchterliches Geräusch näher und näher herandrang. Plötzlich züngelte eine blendende Flamme aus der Zuckermühle empor.

Das Gebäude, dessen Holzwerk von Oel und von den klebrigen Säften des Rohres doppelt brandfähig geworden war, stand in einem Augenblick in hellen Flammen, deren Schein die ganze Gegend leuchtend überstrahlte.

Von allen Seiten stürzten jetzt dämonische Gestalten auf den freien Platz vor dem Hause. Steinwürfe zerschmetterten einige der kostbaren Spiegelscheiben in den Fenstern. Man rannte gegen das Thor, welches von Toussaint versperrt worden war. Es widerstand. Die Wahnsinnigen schleppten jetzt brennende Palmzweige, Holzstücke und anderes Geräthe heran, welche in das Innere des prächtigen Schlosses geschleudert wurden. Bald leckten die Flammen; nur mit Mühe wurden sie wieder gelöscht, besonnene Neger entrissen Geld und kostbare Geräthschaften dem Untergang.

Doch alles dieses war nur das Vorspiel zu weit gräßlicheren Dingen. Diejenigen Neger, welche das große Drama auf der Plantage Breda leiteten, holten die Aufseher aus den Betten, insbesondere aber jenes grausame Ungeheuer Grenand, jenen Unmenschen, der den Haß und die heißeste Rachgier aller Neger auf sich geladen hatte. Ein gemeinsamer Schwur verband alle. Ihm allein war ein schreckliches Ende beschieden, während seine Genossen wenigstens rasch unter dem Beilschlag erbarmungsloser Feinde hinsanken.

Zwei Neger hielten Grenand fest; zwei riesige

Männer, in deren nerviger Faust der grimmige Feind der Schwarzen sich wand und krümmte. Ohnmächtig kämpfte er gegen die Kraft seiner erbarmungslosen Henker an. Er wußte, daß er keine Gnade zu erwarten hatte; die Verzweiflung malte sich mit all ihren Schrecken auf seinem bleichen, verzerrten Gesicht und ein schnell sich bildender Kreis erbarmungsloser, wild blutgieriger Feinde überzeugte ihn, daß keine Gnade von diesen auf das fürchterlichste erbitterten Menschen zu hoffen sei.

»Du bist mein, weißer Teufel,« schrie ein riesiger Neger, der Grenaud fest bei den Haaren gepackt hatte, du bist unser. Anaja hat den Tiger gesehen und den blutigen Löwen, aber grausamer noch bist du, der uns schlug und lachte, der uns anspie, wenn wir ihm nahten. Deine Stimme war ein Fluch für uns, deine Hand verstümmelte unsere Körper, dein Fuß traf unsere Nacken, die Lust deiner Augen war es, uns zu martern. Brüder, wendete er sich an die Neger, »laßt uns ihm die Augen ausbrennen, die uns haßten, die Glieder abhacken, die uns peinigten, den Körper der Hyäne zerreißen . .«

Er sprach nicht weiter, denn eine Anzahl von Weibern und Knaben riß der Aufseher aus seinen Händen und sein Geschrei um Gnade und Erbarmen starb unter ihren Mißhandlungen. Ihre teuflischen Gesichter trugen die ganze thierische afrikanische Wuth der Rache. Sie leuchtete aus den dämonisch funkelnden Augen, aus den weit geöffneten Nasenflügeln, aus dem wilden Geheul,

mit welchem sich jede Hyänen gleich auf den gehaßten Peiniger stürzte. Ihre Nägel gruben sich in sein Fleisch, ihre Verwünschungen forderten Ersatz für alle erlittenen Qualen . . .

»Halt, haltet ein!« rief eine starke männliche Stimme; tödtet ihn nicht, hat er Euch nicht zwanzig Jahre lang gemartert und ihr wollt ihn durch ein schnelles Ende dafür belohnen? »Nein, schäumte der Wüthende, wir brauchen starke Sclaven, laßt ihn unsern Hund sein, die Ketten sollen ihn pressen und die Fußstöße der schwarzen Männer werden ihn gehorchen und demüthig sein lehren.«

»Nein, nein,« heulten die Rasenden, er muß sterben, wir wollen sein Blut. Sie stürzten sich auf ihn, die Kleider wurden ihm vom Leibe gerissen und die unnatürlichsten Qualen an ihm verübt. Der Unglückliche schrie unter den Händen seiner Mörder, die sich darum schlugen, an ihn zu kommen und von Nachdrängenden wieder hinweggerissen, schäumend vor Wuth und Hitze zu ihm wieder hindrängten. Endlich ward es stille und bald hernach hing ein nackter, blutiger und sterbender Mensch an dem Lorbeerbaum, der vor Libertas Fenster stand. Aber Grenaud lebte noch; er war nicht ganz getödtet, man hatte ihm die Hände geschlitzt, Seile durch dieselben gezogen und so an dem Baume aufgehangen.

Jetzt war die Wuth der Neger gestillt und nun gingen sie an das Werk der Zerstörung. Ihre wilde

Begeisterung machte sich in einem thierischen Geheul Luft, das fast unaufhörlich ertönte. Als das Herrenhaus völlig ausgeraubt, geplündert und alles verheert und zerschlagen war, wurde es an hundert Stellen zugleich in Flammen gesetzt. Das Feuer schlug bald aus allen Oeffnungen und durch das platte zinngedeckte Dach prasselte die glühende Lohe. Noch war es Nacht, der hochstehende Mond hatte bisher friedlich sein sanftes Licht mit den stillen schwarzen Schatten der Wälder und Bäume vermischt. Jetzt wich es der blutigen Röthe der Gluth. Rauch und Funken wirbelten in die Höhe, denn alle Gebäude in der Plantage brannten jetzt; selbst die Zuckerfelder, alles, was nur brennen wollte, wurde in Flammen gesetzt. Die Neger sprangen umher, wie Rasende, sie tanzten um die Leichen der erschlagenen Weißen, denn auch die armen Frauen und Kinder hatten vor der mordgierigen Rotte nicht Erbarmen gefunden! Ihre schwarzen Körper glänzten im Scheine der Flammen. So wurde die herrliche Plantage Breda vernichtet.

Auf dem Hügel, woselbst wir am Tage vorher den Hirten Jallo erblickt hatten, sehen wir ihn jetzt wieder. Seine beiden Söhne Jumina und Barka waren bei ihm und noch zwei andere junge Neger, die Söhne Toussaint Bredas. Jallo war bewaffnet und alle fünf sahen hinaus in die Ebene des Kaps, wo jetzt der fürchterlichste Aufruhr tobte. Auf allen Punkten stiegen die Feuer auf, bald hier, bald dort. Glühende Garben

loderten empor und eine brennende Röthe umzog den ganzen Gesichtskreis. Sie brach zwischen den Wäldern aus, zwischen den Felsenwindungen der Bergketten, aus den reichen großen Thälern, und jedes neue Feuerzeichen wurde von den Knaben mit einem lauten Angstruf verkündet. Das unaufhörliche Geheul der Neger in Breda drang durch die Stille der Nacht deutlich zu dieser fernen Höhe; zwischen ihrem Geschrei dröhnte von Zeit zu Zeit ein dumpfer Donner hervor. Es waren die Kanonen des Kaps, welche die Bürger und Soldaten zu den Waffen riefen. Die dunkeln Massen, welche den Horizont begrenzten, wurden durch die aufsteigenden Blitze der Geschütze momentan erhellt. Doch das Meer von Feuer und glühendem Rauch war unabsehbar. So wurden in einer Nacht und binnen wenigen Stunden die köstlichen Plantagen und Anlagen des französischen Domingo zerstört. Viele Millionen waren verloren und viele tausend Menschenleben wurden von den wüthenden Negern vernichtet. Es war ein großer, ungeheuerer Mord, ein Hinschlachten aller Weißen und kein Europäer oder eingeborner Creole fand Erbarmen vor den rasenden Sclaven. Nur Wenigen gelang es, sich aus dem allgemeinen Verderben zu retten und diese Wenigen waren plötzlich aus reichen Grundbesitzern zu armen hilflosen Menschen geworden. Ein unbarmherziger Krieg entbrannte. Keine Schonung, kein Erbarmen wurde geübt, denn die wilden Söhne

Afrikas gaben kein Pardon, wie sie auch keines erwarteten oder hoffen durften. Doch von diesem, lieber Leser, wirst du in den folgenden Blättern hören.

Fünftes Kapitel.

Die Schlacht.

Wenige Tage reichten hin, um die Neger nicht nur zu bewaffnen und mit Munition und Kriegsgeräthe zu versehen, sondern auch, um ihren Muth und ihr Vertrauen zu ihren Anführern zu stählen und sie auf alle Wechselfälle des Kampfes gefaßt zu machen. Es wurden Anstalten getroffen, welche die Anführer der französischen Regimenter des Kaps nicht länger zweifeln ließen, daß ein tüchtiger, kriegserfahrner Geist sämmtliche Kräfte der Aufrührer leite und eine Proklamation des Anführers der Neger, Jean Francois, stellte ihre Beschwerden sowohl, als auch die Bedingungen, unter welchen sie Frieden zu schließen sich bereit erklärten, in einer klaren und nachdrücklichen Weise dar. Es hieß darin:

»Der König, die ganze Welt haben unser Schicksal beseufzt. Man hat die Ketten zerbrochen, die uns drückten. Die Nationalversammlung hat uns unsere Freiheit gegeben, Frankreichs Herrscher hat uns gleiche

Rechte mit seinen weißen Unterthanen eingeräumt. Dennoch wollten wir diejenigen, welche sich unsere Herren nannten, nicht verlassen. Wir forderten, daß sie menschlich an uns handeln, unsere Väter und Wohlthäter sein sollten, denn mit unserm Schweiße haben wir sie ernährt und dem Boden seine Früchte abgerungen. Zur Arbeit gingen wir, von der Sonne niedergedrückt und mit verdorrten Lungen, während sie im kühlen Hause saßen und der Ruhe genoßen. Dennoch sind die Befehle des Königs, die Beschlüsse der Nationalversammlung, die Stimme der ganzen Welt, welche für uns sprachen, mit Füßen getreten worden. Da erhoben wir uns, um diese Tyrannen und Ungeheuer, welche der Früchte unserer Arbeit unwürdig waren, zu vernichten. Wir erhoben uns, wie ein Mann, für unsere Freiheit. Gott, der für die Unschuldigen streitet, ist unser Hort; Er wird uns nicht verlassen. So sei denn unser Wahlspruch: Freiheit, oder Tod!

Dennoch ist es unser heißester Wunsch, dieses unser Paladium, ohne weitere Ströme von Blut zu erringen. Wir wünschen Ruhe, Frieden, denn wir bedürfen ihrer nach so vielen und so schweren Leiden.

Deßhalb stellen wir die Bedingung: daß um der Herstellung des Friedens willen alle Weißen ohne Ausnahme dieses Land verlassen mögen, und erklären zugleich, daß sie ihr gesammtes bewegliches Eigenthum, soweit dieses nicht schon vernichtet oder ihnen entrissen

ist, unverkürzt in Besitz nehmen und ausführen können. Grund und Boden sammt den darauf errichteten Gebäuden sprechen wir als unser Eigenthum an, das wir mit unserm Schweiß gegründet und mit unserm Blut erbaut haben, und sind entschlossen, alle diese unsere unbestreitbaren Rechte bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen.«

Freilich machten all' diese Anstalten der Neger bei den Weißen gerade den entgegengesetzten Eindruck, den sie hervorzubringen beabsichtigt waren. Der wüthendste Haß und die blutgierigste Rachsucht entflammten die Creolen zur höchsten Thätigkeit. Eine thörichte Verachtung der Neger ließ sie die Macht derselben und besonders die todesverachtende Begeisterung der für die höchsten Güter der Menschheit kämpfenden Schwarzen übersehen und zu spät erst erkannte man, daß es vielleicht doch besser gewesen wäre, nachzugeben und durch Milde und Sanftmuth, durch Verzeihen und Vergessen und durch Einräumen der vom König und der Nationalversammlung den Schwarzen zugestandenen Rechte wenigstens einen nicht unbedeutenden Theil der verlorenen Güter zu retten. Aber die Stimme der Vernunft und der Mäßigung erstarb in dem Toben der bis zur flammendsten Gluth erhitzten Leidenschaften, das Rad des Schicksals rollte und sein Lauf in den Abgrund konnte nicht mehr aufgehalten werden.

Die Kapstadt war befestigt. Von der Seeseite be-

drohten die stärksten Forts den Hafen. Ihre Lage war so hoch, daß sie nicht nur die Stadt selbst, sondern auch die zunächstliegenden Felder und den Fuß des Berges bestreichen konnten. Fünf Regimenter Infanterie, ein Kavallerieregiment und eine entsprechende Anzahl Artilleristen bildeten die Besatzung. Jetzt wurde mit äußerster Anstrengung daran gearbeitet, um auch die Befestigungen nach der Landseite zu vermehren und zu vervollständigen. Neben Negern, Mulatten, Mestitzen und all den verachteten und gehaßten Afrikanern und ihren durch die Vermischung mit Weißen entstandenen Abkömmlingen, arbeiteten hier die rohen und rüstigen Hafenarbeiter und die Bewohner der Stadt Tag und Nacht, gezwungen und freiwillig, um Schanzen aufzuwerfen, durch welche man den Andrang der Neger zurückweisen wollte. Kaum vollendet, wurde das schwere Geschütz in diese neuen Werke geführt und so entstand wunderbar schnell binnen wenigen Tagen ein Kranz von Festungswerken, welcher von erbitterten Kriegern vertheidigt, den wilden und grausamen Angreifern den Zugang zur Stadt verwehrte und diesen wichtigsten Punkt, an dessen Rettung die Erhaltung der Colonie hing, wohl sicherte.

Aber auch die Neger wußten, was der Besitz der Capstadt werth war. Deßhalb wurden alle Anstalten getroffen, um dieselbe von der Landseite vollkommen einzuschließen, bis man schweres Geschütz

haben würde, um sie nachdrücklicher angreifen zu können.

Vierzehn Tage nach dem Aufstande der Neger vernahmen die Bewohner der Kapstadt Flintenfeuer in der Nähe. Die Lärmkanonen donnerten; das Wirbeln der Trommeln und der Laut jammernder und lärmender Stimmen weckten die Schläfer aus ihrer trägen Ruhe.

Ein Volkshaufen, der wie sinnlos durch die Straßen stürzte, schrie nach Rettung und Hülfe. Einzelne wiesen hinauf zu dem steilen Berge, an welchen sich die Capstadt lehnt und dessen Gipfel mehrere befestigte Gebäude trug. Diese standen in hellen Flammen und deutlich konnte man sehen, wie eine Masse schwarzer Gestalten unter den Waldbäumen hervorsprangen, ihre Gewehre abfeuerten und dann wieder verschwanden. Einzelne blieben stehen, schwangen Säbel über ihre Köpfe und schienen mit gierigen Augen die Stadt zu überblicken. Dann sprengte ein Reiter auf einem schönen milchweißen Pferde mit reißender Schnelligkeit an dem Rande der steilen Anhöhe hin und trieb sie alle wieder in das Dickicht.

Jetzt schmetterte der Donner des groben Geschützes aus dem Arsenal und die Forts am Meere schossen ihre Kugeln pfeifend über die Stadt hin. Die Trommeln wirbelten in den Strassen, während das Geschütz tobte, Kanonen und Reiter kamen in einer gedrängten Colonne

vom Arsenal herab, Milizen und Nationalgarden drängten sich zu den Lärmplätzen.

Der Gouverneur von Blanchelande hatte erkannt, daß die Neger den für die Capstadt gefährlichsten Punkt eingenommen hatten. Durch eine unbegreifliche Nachlässigkeit war er unbesetzt gelassen worden und man mußte jetzt alles aufbieten, um die Afrikaner aus ihrer leichterrungenen Eroberung wieder zu vertreiben.

Auf dem Hauptplatze der Stadt hielt der Gouverneur, die Generale und die höchsten Militärbefehlshaber. Die Ordres wurden schnell ertheilt, nachdem die Werke besetzt waren. Sechs Infanteriebataillone, vier leichte Batterien, drei Schwadronen Reiterei und die Sapeur-Compagnie, welche unter dem Befehl des Hauptmanns de Chapelet stand, dessen unsere lieben Leser sich noch von seinem Besuch bei Libertas erinnern, warteten nur auf ihre Führer, um den Angriff zu beginnen. Verachtung gegen ihre Feinde, die Neger, erfüllte die Truppen. Die Offiziere hegten dieses Gefühl wo nicht in noch stärkerem Grade, als sie versehen mit ihren Instruktionen sich an die Spitze der Soldaten stellten, und unter so ungünstigen Vorzeichen begann der Kampf.

Die drei Reiterschwadronen zertheilten sich in viele kleine Abtheilungen welche durch die Trompetensignale geleitet wurden, um die Ebene vorerst von Negern zu säubern. Allein bald prallten sie von den hier aufgestellten Colonnen zurück, welche sie mit einem sehr nach-

drücklichen Flintenfeuer empfingen. Jeder Graben, jede Hecke und steile Anhöhe war von den Negern auf das Vortheilhafteste benützt worden und die Cavallerie verlor nicht nur viele Leute, ohne zum Angriff kommen zu können, sondern mußte sich nach kurzer Zeit unverrichteter Dinge wieder zurückziehen.

Jetzt kamen die sechs Infanteriebataillone auf dem Kampfplatze an. Mit Ungestümm und Muth überwanden sie alle Hindernisse und trotz des heftigen Flintenfeuers kamen sie zum Angriff. Nachdem sie ihre Gewehre abgefeuert hatten, griffen sie die Massen der Neger mit gefälltem Bajonett an, während das schwere Geschütz in den Reihen der Schwarzen wüthete. Diesem Stoß widerstanden die undisciplinirten Massen nicht; sie wichen und zogen sich in guter Ordnung nach dem Berge zurück, woselbst sie in der Waldung vor augenblicklicher Verfolgung geschützt waren.

Die Bataillone verließen den Kampfplatz, nachdem sie die verwundeten Neger, welche von ihren Gefährten nicht mitgenommen werden konnten, ohne Gnade niedergemacht hatten und zogen dem Berge zu, um die Neger aus dieser fast unangreifbaren Stellung zu vertreiben. Mühsam wurden die Geschütze nachgeführt, obwohl die Sapeure Hand anlegten. Endlich brachte man vier Kanonen auf einen Punkt, wo man die Spitze des Berges bestreichen konnte und nun wurde das Artilleriefeuer abermals eröffnet. Die Neger, welche sich bei dem

Saume der Waldung zeigten, wichen eiligst, als die Kugeln die Wipfel der Bäume zerrissen, oder die Erde haushoch emporwarfen. Bald bemerkten aber die kommandirenden Offiziere, daß das schwere Geschütz umsonst spielte und daß man dadurch die Neger weder aus der gefährlichen Stellung auf der Höhe des Berges zu vertreiben, noch sonst ihnen wirksamen Schaden zufügen könnte. Da wurde der Befehl zum Aufhören mit dem Geschützfeuer gegeben und so entstand für einige Augenblicke Waffenruhe.

Man hatte jetzt die Bemerkung gemacht, daß durch das Gefecht in der freien Ebene des Caps eigentlich durchaus nichts ausgerichtet worden war. Die Neger hatten sich sogleich nach dem Infanterieangriff in das Gehölz zurückgezogen, wohin man ihnen weder mit der Reiterei noch mit der Artillerie folgen konnte. Darin bestand jedoch die Uebermacht der Franzosen. Kam es allein auf einen Kampf mit der Flinte an, so war der Erfolg zweifelhaft, denn der Feind war zahlreich, tollkühn und kämpfte mit der wildesten Todesverachtung. Es ward nun Kriegsrath gehalten, denn die Neger mußten um jeden Preiß aus ihrer Position auf dem Capberge verjagt werden.

Während der kurzen Waffenruhe hielt der Kapitain de Chapelet bei seinen Sapeuren, welche bisher noch nicht zum Kampfe gekommen waren, die sich aber jetzt jedenfalls auf einen Befehl zum Angriff gefaßt machen

durften. Die Aschenhaufen zerstörter Pflanzungen und andere Zeichen der Verwüstung, welche der Offizier in der Nähe bemerkte, gab ihm hinlänglichen Stoff zum Nachdenken. Hier und dort sah man noch die unbegrabenen Reste menschlicher Gebeine, von Flammen verzehrt und halb verkohlt. Zerbrochene Waffen lagen zerstreut auf dem Gefilde, todte Pferde und nackte Menschen, halb von Kugeln zerrissen und mit klaffenden Wunden bedeckt, bald von den Wüthenden schmerzvoll verstümmelt, von Felsenhöhen herabgestürzt, oder Pfähle durch ihren Leib gebohrt. An den Bäumen schwankten die Leichen von Negern im Winde; sie waren mit Bajonetstichen gleichsam besäet. Ganze Reihen waren nebeneinander aufgehängt und mit den grausamsten Verstümmlungen bedeckt und je näher man dem wahren Kampfplatze kam, je deutlicher erkannte man, daß dieser Krieg auf eine barbarische und unmenschliche Weise geführt wurde. Die Soldaten hatten keinem der verwundeten Neger Pardon gegeben und diese verlangten oder hofften auch auf keine Schonung.

Plötzlich eröffneten die Afrikaner aus allen Punkten des Waldes ein gefährliches Flintenfeuer. Die lang dauernde Berathung der Offiziere wurde dadurch plötzlich beendet und die Colonnen erhielten den Befehl zum Angriff.

De Chapelet wurde beordert, mit seinen Sapeuren den Infanteriemassen, welche auf allen Seiten in das

Gehölz eindrangen, nachzurücken. Schweigend schritten die bärtigen Krieger ihrem Anführer nach. Einer zeigte dem andern die Verwüstungen, welche das Geschütz angerichtet hatte, denn man gelangte jetzt zur Waldung und zum Fuße des Berges, und mancher dachte wohl schaudernd über die Art und Weise seines Endes nach und an die Stunde, wo die grausamen Neger ihn hinschlachten und in die Flammen schleudern würden.

Jetzt ging es bergan; einzelne mit Gestrüpp überwachsene Felsen stiegen auf und Bäche rieselten röthlich durch die Spalten in die Thäler herab. Ein ununterbrochenes Gewehrfeuer wiederhallte in den Wipfeln der Bäume; man war in der Nähe des Kampfplatzes, wo das Regiment des Kaps, die Milizen und Nationalgarden fochten, und die Neger allmählig zurücktrieben. Ueberall lagen getödtete Truppen und Neger, und alle diese Opfer des Kampfes waren mit gräßlichen Verstümmlungen bedeckt. Je deutlicher das Feuer der vordringenden Colonnen sich hören ließ, um so häufiger fanden sich die furchtbar grausamen Thaten, zu welchen jeder Baum, jede Hecke den Schauplatz bot.

Nun wurden die Wege steil und wild, der dunkle Wald zog sich oben an den Felsen hin und die ganze seltsam zerrissene Formation dieser Insel trat nach und nach deutlicher hervor. Zwischen Wiesengründen und den fruchtbarsten Ebenen stiegen Höhenzüge vom steilsten Gebirgscharakter auf und Hohlwege nur führen in

Spalten zu den Bergwäldern, welche die Hügel bedecken. Dann fielen die Berge von neuem in ein Gewirr von Wald und Felsenkegeln zusammen, zwischen welchen Reis- und Kaffeefelder lagen, und so folgte ein Thal, ein Höhenzug dem andern in demselben Charakter, nur höher, starrer und gewaltiger. Ein Krieg in einem solchen Lande konnte nicht in geschlossenen Reihen und durch Feldschlachten geführt werden, denn Büsche und Felsen deckten die Schützen und jedes Gefecht löste sich fast in einzelnen Kampf auf. Jeder Spalt mußte hier gewonnen werden, jeder Baum erobert, jeder Hohlweg erstürmt. Der Feind war ein unsichtbarer, der im Dickicht lauerte und sicher zielte, dann hervorstürzte, Axt und Säbel in der Hand, oder schnell entfloh, weil ein neuer Fels, ein anderer Baum oder Engpaß ihm sicherer schien. Die müden Sapeure zogen langsam durch ein schmales Thal und einen engen Felsenweg hinauf, der alle Zeichen des kaum beendeten Kampfes trug. Verwundete lagen am Wege, die in ihren Schmerzen stöhnten, Halbtodte richteten sich unter Leichen auf und flehten um Beistand. Ueber der Felswand drang das Donnern des Gefechts heftig schallend in die vielen kleinen Thäler und die blauen dichten Rauchwolken des Pulverdampfes zogen zwischen den Bergwäldern empor, umwallten die dichten Kronen und legten sich vor das Licht des Himmels, das rothglühend durch die Spalten hereinsah.

Plötzlich erreichten die Sapeure eine freie Fläche, den eigentlichen Kampfplatz. Man hatte hier ein Verhau der Schwarzen erstürmt, das den Weg sperrte und die Grenadiere des Capregiments hatten furchtbar aufgeräumt. Mehr als hundert Afrikaner lagen hier todt oder sterbend, aber Keiner der Schwerverwundeten ließ eine Klage hören. Ihre Augen schienen noch im Tode Rache zu sprühen, ihre Lippen Flüche zu murmeln, als die weißen Soldaten vorüber zogen. Eilig traten diese über die Körper, die im Wege lagen, und klommen weiter zur Höhe. Zu beiden Seiten lagen tiefe Gründe und Wiesenthäler, wo der Kampf auch gewüthet hatte, der seine blutigen Spuren zurückließ.

Jetzt hatten sie die Anhöhe erreicht. Eine Viertelstunden lange, baumlose Bergfläche lag vor ihnen. An den fernen Bergwänden sah man Menschengestalten fliehen und niedergleiten, Reiter, die sie im Thale verfolgten, Andere, die von den Pferden sprangen, um ihre Waffen besser gebrauchen zu können, und Wunden gaben und empfingen. Dann brach ein starker Trupp aus einem Hinterhalt und nun sprengten reiterlose Pferde über den dunklen Teppig der sonst so tiefen Waldeinsamkeit. Blutrothe Banner flatterten in den Lüften, und ein höllisches Geheul der Neger füllte das tiefe Thal, bis die Reiter von neuem das schwarze Heer in die Schluchten jagten. Diese Scene beschäftigte de Chapelet und seine Mannschaft, welche mit lebhaftem Antheil die Schlacht

zu ihren Füßen aufgerollt sahen. Plötzlich schrie einer der Sapeure laut auf und stürzte zu Boden. Im ersten Augenblick dachten alle an einen Ueberfall und ihre Blicke suchten den Feind. Aber Grauen und doch Lustigkeit ergriff sie, als sie den Feind bemerkten, mit welchem ihr niedergeworfener Kamerad kämpfte. Ein todtwunder riesenhafter Neger lag ausgestreckt am Boden und seine Zähne hielten die Ferse des Sapeurs fest, der vergebens durch die heftigsten Stöße mit dem andern Fuße sich zu befreien suchte. Der Sterbende hatte die letzte Kraft benutzt, um nach einem seiner Feinde, der gleichgültig über ihn hintrat, zu beißen und keine Gewalt konnte die Zähne öffnen, bis man endlich mit einem Beilschlage den erschrockenen Gefangenen befreite.

Die Brigade im Thal hatte sich indeß in Linien aufgelöst, welche langsam unter stetem Feuern vordrangen und die Spitze des steilen Capberges zu erklimmen suchten. Einzelne Haufen standen zur Unterstützung bedrohter Punkte bereit. Jetzt hatte man mühsam mehrere Gebirgsgeschütze auf einem besseren Wege bis hierher geschafft, und mit diesen beschoß man nun einen Felsenweg, der sich hinaufwand und von den Negern verschanzt war. Hier entwickelte sich also erst die eigentliche Schlacht, denn alles, was bis jetzt geschehen war, konnte nur Vorpostengefecht genannt werden. Wenn die Rauchwolken, welche das Thal umhüllten, von einem Windstoße weggejagt wurden, konnte man deutlich die

Massen der schwarzen Vertheidiger des Passes erblicken, wie sie lauernd hinter den Felsen und Bäumen lagen, zielend ihre Gewehre losdrückten, oder in dichten Knäueln vorwärts drängten, um den weißen Soldaten einen Vortheil zu entreißen und am Fuße des Berges in wüthendem Handgemenge zusammentrafen. Die furchtbare Uebermacht der Bajonette und die taktischen Künste der Weißen warfen immer wieder von Neuem ihre blinde Wuth zurück und Haufen von Leichen thürmten sich auf, ohne daß es den Soldaten gelang, in die Wälder einzubrechen und den Paß zu gewinnen. Auf den Gipfeln der Felsen standen bemalte Priester, die wundersame Räucherungen und Opfer den Fetischen brachten; ihre Prophezeihungen belebten den Muth der Conjoneger und ihr Geheul übertönte zuweilen selbst den Donner des Geschützes. Flüchtige Schaaren von Weibern und Kindern jagten dabei auf den jenseitigen Höhen umher, und bald sah man sie den Kämpfenden Stärkungen zutragen, oder Patronen, die von ihnen gefertigt waren, bald erblickte man unglückliche Gefangene in ihrer Mitte, die unter wildem Jubel einem schrecklichen Schicksal entgegengeführt wurden. An einem zerstörten Meierhofe hielt der Generalstab, dem nun de Chapelet sich näherte, nachdem er seinen Sapeuren befohlen hatte, ihn auf dem Platze, wo er sie verließ, zu erwarten.

»Nun, Kapitain, rief ihm der commandirende General entgegen, was denken Sie von der Sache; werden

wir das Gesindel wohl aus dieser festen Stellung vertreiben können?«

De Chapelet machte die Honneurs, dann antwortete er: »Ich denke, wir sind jetzt mit der Hauptmacht der Neger zusammengetroffen. Auch glaube ich, daß sie Leute bei sich haben müssen, die etwas vom Kriegshandwerk verstehen, denn alles zeugt von einer wohlgetroffenen Anordnung. Wir sind ermüdet durch die vielfältigen Vorpostengefechte und es scheint mir nicht rathsam, diesen gutvertheidigten Paß mit unsern erschöpften Truppen erstürmen zu wollen.«

»Dieses lernen wir nun schon seit einer Stunde einsehen, Kapitain« entgegnete der General, »aber wir wollen Ihren Rath hören?«

»Haben Sie nichts Näheres über die Art und Weise erfahren können, wie die Neger den Paß verschanzt haben?«

»Nur das wissen wir, was wir von hier aus sehen können. Weiter oben muß jedoch eine Schanze angelegt worden sein, denn von dort aus spielte schweres Geschütz gegen uns;« rief der Kommandant ungeduldig.

De Chapelet schwieg einige Augenblicke, dann sprach er: »Sollte nicht ein nächtlicher Ueberfall zum Ziele führen?«

Nach augenblicklichem Beginnen gab der General dem Adjutanten den Befehl, den Kampf einstellen zu lassen und feste Sammelpunkte einzunehmen. Dann

wendete er sich freundlich zu de Chapelet und sagte: »Ihr Rath war gut und Sie selbst sollen ihn ausführen. Ihre Sapeure sollen die Verhacke fortschaffen und unsere Bajonette sollen Euch schützen. Wir haben jetzt diesen wilden Kriegern bereits eine tüchtige Lektion gegeben, die morgen noch besser kommen soll.«

Sechstes Kapitel.

Der Ueberfall und der nächtliche Kampf.

Unmittelbar hinter dem Punkte, auf welchem sich die Offiziere befanden, lagen die Ruinen einer eingeäscherten Plantage. Hierher führte der kommandirende General seine Begleiter und hier, mitten auf dem Schlachtfeld wurde ein ländliches und einfaches Mittagsmahl, wie es auf dem Platze zu haben war, aufgetragen. Die Truppen kehrten zurück, nachdem starke Vorposten aufgestellt waren und man alle nur erdenklichen Sicherheitsmaßregeln getroffen hatte. Das Geschütz wurde in eine Batterie aufgefahren und gähnte mit den Mündungen nach dem gegenüberliegenden Walde Sobald sich dort Neger sehen ließen, wurde eines der Stücke auf sie gerichtet und bald belehrten sie

die wohltreffenden Kugeln blutig, daß es gerathen sei, in dem Wald sich verborgen zu halten.

Es war jetzt etwa fünf Uhr des Abends, als große Züge Maulthiere, von Reiterei und Fußvolk eskortirt, Mundvorrath und Munition aus der Stadt herbeiführten. Da entstand plötzlich all' das fröhliche Treiben eines Feldlagers und bald loderten die Flammen, an denen die Soldaten sich ihre Speisen kochten. Das Gelärm, der Gesang der an den Feuern gelagerten Krieger, mischte sich mit dem Knattern des Gewehrfeuers, das von den Jägern nach den Vorposten der Neger unterhalten wurde und welches einzelne Kanonenschüsse dröhnend unterbrachen. Die Feldmusiken spielten und mitten unter dem Graußen und dem heißen Jammer der Schlacht, die ihre gräßlichen Spuren diesem unglücklichen Gefilde aufgedrückt hatte, regte sich der muntere Sinn des französischen Kriegsvolks.

De Chapelet hatte sich einen Augenblick von dem Gelage losgerissen, welches in den Ruinen sich eröffnet hatte und war zu den Kanonen gegangen, bei denen die Artilleristen lagerten, während Einzelne derselben Wache hielten und die gegenüberstehende waldige Höhe des Kapberges im Auge behielten. Von diesem Punkte aus konnte man so ziemlich die Stellung der Neger errathen. Der Berg mochte sich noch etwa fünf hundert Fuß über das Thal erheben. Seine Spitze war kahl und mit den Ruinen der Gebäude besetzt. Hier wim-

melte es von schwarzen Gestalten, während tiefer unten in einer langen Reihe feine Rauchsäulen die dort lagernden Neger verriethen. Nach der entgegengesetzten Seite hin hing der Capberg mit den Mornen zusammen, die fast unersteiglich waren, während die Neger auf dem Rücken des Gebirgs einen bequemen und gefahrlosen Weg zum Rückzuge offen hatten. Gewiß dreißig tausend Schwarze waren hier versammelt und de Chapelet begriff die Gefahr, in welcher sich das kleine Heer befand, wenn es umringt und von der Capstadt abgeschnitten wurde. Es befestigte sich bei ihm der Gedanke, daß es gut sein würde, nicht weiter zu gehen und es mit der Vertreibung der Neger von der Höhe des Berges auf diesem Punkte beendet sein zu lassen. Nur im freien Felde durften die Franzosen sich mit der Ueberzahl der Schwarzen messen, denn dort kam die taktische Kunst der Tapferkeit zu Hilfe, während die unbehilflichen und undisciplinirten Massen der Feinde durch die Gewalt der Geschütze und die Wucht der Reiterangriffe immer geworfen werden mußten. Hier fand gerade das Gegentheil statt. Die Reiterei war auf dem schwierigen Terrain nicht zu gebrauchen und das Fußvolk kämpfte Mann gegen Mann und erlag so trotz aller Tapferkeit einem barbarischen und überzähligen Feinde. Wenn der nächtliche Angriff nichts half, so war es besser die errungenen Vortheile wieder aufzugeben die Truppen in die Ebene zurückzuführen und zu ver-

suchen, ob man die Neger nicht in diese herablocken könnte.

Als de Chapelet so gut als möglich, sich mit den Umgebungen bekannt gemacht hatte, wollte er zurückkehren zum Mahle, als er plötzlich neben sich einen Offizier in der Uniform der französischen Nationalgarde erblickte, der ihn bedeutungsvoll ansah. Der Kapitain achtete kaum auf diese gewöhnliche Erscheinung und wollte den Platz verlassen. Doch sah er dem Krieger noch in das Gesicht und brach plötzlich in einen Ruf des Erstaunens aus. Neben ihm stand der Marquis von Borel.

»Mein Kapitain,« rief dieser, indem er die Hand an den Federhut legte.

»Herr Marquis« sprach de Chapelet, welches Wunder, ich sehe Sie in unsern Reihen?

»Ja, mein Herr, ich kämpfe jetzt mit Ihnen, nachdem ich durch die Revolte um Hab und Gut gebracht worden und nur durch ein Wunder dem Tode entronnen bin.«

»Wirklich, ich fürchtete für Ihr Leben. Doch lassen Sie hören, wie es Ihnen erging, seitdem wir uns nicht mehr sahen.«

»Sie wissen, Kapitain, daß ich durch unsern Zwist erhitzt, Breda bald nach Ihnen verließ, um mich nach meiner Plantage zu begeben. Ich war allein, nur von einem meiner Sclaven begleitet und kehrte langsam rei-

tend nach meiner Besitzung zurück. Der Weg dahin beträgt von Breda noch vier Stunden und ich mochte etwa zwei Drittheile davon zurückgelegt haben, als ich plötzlich ein Feuerzeichen am Himmel bemerkte, dem mit gräßlicher Schnelligkeit eines nach dem andern folgte. Der hinter mir reitende Neger mußte bereits vom Ausbruch der Verschwörung unterrichtet sein, denn er bog seitwärts vom Wege ab, gab dem Pferde die Sporen und jagte wie toll den Mornen zu. Ehe ich mich von meiner Betroffenheit erholte, war er verschwunden.

Da ich mich in der Nähe von Marmelade befand, wo so eben der Lärm begann und die Mühlen in Brand gesteckt wurden, so begriff ich schnell, was im Werke war und ging mit mir zu Rathe, was ich jetzt thun könnte, um mein Leben zu retten. Mir wohl bewußt, daß ich von den besonders gegen mich erbitterten Sclaven keine Schonung zu erwarten haben würde, gab ich meinem Rosse die Sporen und suchte die Anhöhen zu erreichen. Bald stand ich auf einem der nächsten Hügel, von wo aus ich eine weite Aussicht über die Savannen hatte. Ach! dieser Blick lehrte mir, daß ich in demselben Augenblick um mein Vermögen gebracht wurde. Ich erkannte sehr wohl die Gegend, wo meine Besitzungen lagen; ich sah eines der Gebäude nach dem andern in Flammen aufgehen, selbst die Hütten meiner Neger, ja sogar meine Felder, meine kostbaren Baumpflanzungen — alles das wurde mit unerhörter unnatür-

licher Wuth zerstört. Die von Libertas zu Ihnen gesprochenen Worte: »Wir stehen auf einem Vulkan, der uns vernichtet, wenn er zum Ausbruche kommt,« fielen mir ein und der Anblick dieser Scene, der die Wahrheit dieses prophetischen Satzes so schrecklich bethätigte, setzte mich in wilde Verzweiflung. Ja, Kapitain, ich war ein ruinirter, zu Grunde gerichteter Mann und ich vergoß in diesem Augenblicke Thränen, Thränen des Schmerzes und der Wuth! Der Dolch eines jener Rasenden würde, wenn er mich durchbohrt hätte, mir ein willkommener Gast gewesen sein.«

»Ich finde Ihren Schmerz gerecht, mein Herr Marquis, sprach de Chapelet sanft, Sie hatten nicht so sehr geirrt, als Sie die Neger eines maßlosen Rachedurstes und wilder thierischer Zerstörungswuth beschuldigten. Doch, fahren Sie fort, wie retteten Sie ihr Leben?«

»Gestatten Sie, von mir zuletzt zu sprechen, mein Kapitain, denn was liegt an einem Dasein, welches vereinzelt und alles dessen beraubt, was uns lieb und theuer ist, nicht mehr geschätzt, sondern nur gleich einer beschwerlichen Last getragen werden muß. Das Theuerste was ich auf dieser Welt hatte, mein Weib, meine Kinder, sie waren damals gerade nach Leogane gegangen, um dort für einige Tage bei lieben Verwandten zu verweilen. An sie dachte ich nicht; zwar konnte ich mir ihre Angst, ihr Entsetzen vorstellen; und bedauerte, nichts zu ihrem Troste thun zu können; aber doch wa-

ren sie unter den Kanonen jenes Ortes und hinter schützenden Wällen vor der mordgierigen Faust der Neger sicher. Ach! mein Kapitain, ich sollte schrecklich enttäuscht werden.

De Chapelet schwieg und erwartete ängstlich, was er hören würde. Der Marquis wendete sich ab, um seine Thränen zu verbergen. Dann faßte er sich und fuhr mit dumpfer Stimme fort:

»Durch einen Trauerfall, der meine Verwandten betroffen hatte, war meine Gattin bestimmt worden, an demselben Abend, wo ich mit Ihnen bei Libertas zusammentraf, nach der Plantage zurückzukehren. Da ich meinem Verwalter gesagt hatte, daß ich in derselben Nacht von Breda wieder zurückkehren würde, so sendete man keinen Boten, um mich von der Ankunft meiner Familie auf der Plantage zu unterrichten, sondern man hoffte, mich beim Nachhausekommen durch den unerwarteten Anblick meiner Lieben auf das Angenehmste zu überraschen. Als Mitternacht vorüber war, glaubte meine Gattin nicht mehr, mich erwarten zu können und begab sich zur Ruhe. Doch, wie gräßlich mußte ihr Erwachen gewesen sein. Die aufrührerischen Neger steckten das Haus an fünfzig Stellen zugleich in Brand und als die Flammen loderten und ihr fürchterliches Prasseln die Meinen erweckte, als sie jammernd an den Fenstern erschienen und nach Hilfe riefen, da . . .

»Allmächtiger Gott! rief de Chapelet, von Schauern geschüttelt, »was werde ich hören!«

»Da trieb man sie mit Flintenschüssen hinweg und das Element verzehrte ihre Gebeine!« endete Borel mit einem gräßlichen Ausdruck starrer Verzweiflung.

»Und ich, endete Borel mit brechender Stimme, ich stand in demselben Augenblicke eine Stunde davon entfernt und sah die Flammen, wie sie mein Eigenthum, mein armes Weib und meine unschuldigen Kinder verzehrten.« Ein Strom von Thränen stürzte ihm sodann aus den Augen; er bedeckte sein Gesicht mit dem Tuche und weinte bitterlich.

De Chapelet ergriff den Verzweifelnden am Arme, führte ihn aus dem Kreise der Soldaten, die den Negern die fürchterlichste Rache schwuren, deren Worte und Gegenwart aber nur wenig geeignet waren, dem Unglücklichen Trost zu bieten. Dann ging er mit ihm dem Walde zu, wo die Vorpostenkette in einer langen Reihe aufgestellt war und hier floßen von seinen Lippen die mildesten Worte der Theilnahme. Der Marquis faßte sich endlich und de Chapelet sprach:

»Fahren Sie fort, mein Freund, ich bin neugierig zu erfahren, wie Sie selbst sich retteten.«

»Ich verließ bald darauf den Hügel und ritt längs des Waldes hin, um mich so an der Ebene vorüber zu schleichen und nach dem Kap zu kommen. Allein je mehr sich der Morgen nahte und je weiter ich kam, desto größer ward die Gefahr. Auf allen Punkten lo-

derten die verzehrenden Flammen, überall tönte mir das thierische Geheul der Neger entgegen und ich erkannte bald, daß es zweifelhaft sei, ob ich mich würde ihren Nachstellungen entziehen können. Ich vernahm nämlich Pferdegetrapp hinter mir. Man hatte meine Spur gefunden, oder der Bediente, welcher mich verlassen hatte, verrieth mich an die Neger. Genug, ich sprang vom Pferde, jagte dasselbe durch einige Hiebe in die Flucht und drang in das zu meiner Linken beginnende Dickicht ein. Da ich oftmals jagend dasselbe bis in die Mornen durchstreift hatte und hier besser Bescheid mußte, als die Neger selbst, so gelang es mir, nach einem zwölfstündigen Marsch durch die verborgensten und abgelegensten Theile der Wildniß bis zur Capstadt zu gelangen. Hier traf ich einen alten, treuen Neger, der nichts mit den Mördern gemein haben mochte. Durch seine Erzählung und durch briefliche Nachrichten von meinen Verwandten erfuhr ich das gräßliche Ende meiner Lieben und erhielt die Gewißheit meines Ruins. Zugleich fand ich hier Freunde, die gleich mir um Hab und Gut gekommen waren. Wir stellten uns in den Reihen der Nationalgarde und nun, mein Kapitain suche ich den Tod, damit er mich von einem Dasein erlöse, das für mich ohne Werth ist, und welches mir zur Qual wird, je länger ich gezwungen bin, es zu tragen.«

De Chapelet schwieg. Der Schmerz des Unglücklichen war groß, und er wußte nicht, was

er einem Manne zum Troste sagen sollte, der den Glauben an die göttliche Vorsehung und ihre leitende Hand entweder nie besaß, oder längst aufgegeben hatte. Um so mehr mußte er ihn beklagen, da ihm selbst das fehlte, was den Christen im Leiden Muth gibt und aufrecht erhalten kann, der Glaube und das Vertrauen zu Gott, der da nichts in der Welt geschehen lässet, ohne daß es mit seinen weisen Absichten übereinstimmt. Endlich sprach er:

»Warum, Herr Marquis, warum kamen Sie nicht sogleich zu mir? Die Theilnahme eines Freundes mußte Ihnen Bedürfniß sein und vielleicht hätte ich mich Ihnen auch in anderer Hinsicht nützlich erweisen können.«

»Ich erkenne Ihre gute Meinung, mein Kapitain, aber ich wüßte nicht, was Sie für mich thun könnten, noch auch, was ich bedürfen sollte. Ich befinde mich jetzt völlig in der Lage, die ich wünschen kann. Ich sehe den Tod vor Augen und kann wenigstens einiges thun, um mich für den fürchterlichen Verlust, den ich erlitten habe, zu rächen.«

»Aber das Vaterland, dem wir alle dienen, es muß und wird Sie für Ihre erlittenen Verluste entschädigen. Ja, mein Herr Marquis, bald werden wir im Stande sein, Ihnen ihre Güter zurückzugeben. Es müssen große Summen herbeigeschafft werden, um den Pflanzern die Mittel zu bieten, das Zerstörte wieder anzubauen. In dieser Hinsicht können Ihnen mein Rath und meine Verbindungen von Nutzen sein.«

»Frankreich hat mich arm gemacht, mein Kapitain, entgegnete der Marquis stolz. Doch dieses ist das Wenigste, es hat mich auch unglücklich gemacht. Das Leben meiner Lieben, die dem wahnsinnigen Dekrete der Nationalversammlung zu Paris als Opfer gefallen sind, das Leben all der Tausende, die mit ihrem Blute diese rasenden Beschlüsse büßen mußten — alles dieses kann Frankreich nicht ersetzen. Darum mein Herr, will ich, darum will der verarmte Rest der Plantagenbesitzer durch den Tod auf dem Schlachtfeld das Mutterland von dem beständigen Vorwurf befreien, der ihm unser Dasein sein muß. Wenn wir unter der Erde liegen, so ist Niemand mehr vorhanden, der um Gerechtigkeit und um Ersatz rufen kann. Nein, wir wollen nichts von Frankreich, wir wünschen nur ein Grab in dem schönen Lande, das wir gebaut und zum Paradies gemacht haben, und das in einer Nacht durch Frankreichs Schuld in eine Wüste verwandelt worden ist.«

De Chapelet schwieg, obwohl er fühlte, daß der Vorwurf des Mannes sein Vaterland ungerecht treffe. Das Dekret der Nationalversammlung hatte zwar die Freiheit der Neger, so wie überhaupt die persönliche Freiheit aller Menschen angeordnet, der die Rechte der Menschheit schändenden Sclaverei ein Ende gemacht und die edle Absicht der großen Männer, welche voll Humanität und Feuereifer rücksichtslos gegen die angemaßten Rechte der Kasten diesen großen Gedanken

dachten und ausführten, konnte nur durch Lüge und Ungerechtigkeit verkleinert werden. Aber man hatte nicht im Traume gedacht, daß die Neger sich selbst auf solch' grausame Weise Recht verschaffen, oder an ihren bisherigen Gebietern eine so barbarische Rache nehmen würden. Man hatte vielmehr bereits darüber nachgesonnen, wie man die Pflanzer entschädigen und aus den Negersclaven fleißige und tüchtige Arbeiter bilden wollte. Das durch die wilde, heiße Rachgier der Sclaven angerichtete Unglück ließ schnell selbst die eifrigsten Negerfreunde bereuen, was man gethan hatte und die Gegner konnten jetzt triumphiren, denn ihre prophetischen Worte, »daß die Neger die Freiheit zum Verderben der Creolen benützen und die herrliche Colonie in eine Wüste verwandeln würden,« waren buchstäblich in Erfüllung gegangen.

Dennoch waren die Beschlüsse des Nationalconvents den Grundsätzen des natürlichen Rechtes angemessen und selbst die grausame Rache der Neger konnte, wenn auch nicht entschuldigt, doch wenigstens nicht grundlos genannt werden.

Wie hätte man auch von Menschen ohne Erziehung und Bildung, ohne Kenntnisse und ohne die Einflüsse einer Religion, welche Milde und Feindesliebe predigt, gegen diejenigen Schonung erwarten sollen, die sie mit Füßen traten, schlechter, als das Vieh, behandelten, und mit der kältesten und wildesten Grausamkeit gegen sie

verfuhren? Die Neger wußten, daß ihnen durch den Convent die Freiheit garantirt war, und daß sie widerrechtlich von ihren grausamen Gebietern in Ketten gehalten wurden. Da durchbrach ihr natürlicher Ungestüm und das heiße afrikanische Blut die Schranken und wer hätte eine zügellose Rotte entfesselter haßerfüllter Tieger zur Schonung gegen ihre Feinde zwingen können?

Alles dieses überlegte de Chapelet, als der Marquis das harte Wort gegen Frankreich aussprach. Er bedachte auch, daß man dem Unglück etwas zu Gute halten müsse, denn es macht selbst die Besten ungerecht. Aber dennoch fühlte er sich schwer gekränkt durch die harte Rede des Unglücklichen, schwerer als an jenem Abend, wo dieser im Gefühle der Macht und Sicherheit mit Worten des Verrathes und der Drohung gegen das Mutterland frevelte. Diese Erwägungen veranlaßten ihn, den letzten Versuch zu machen, um den Marquis von Borel mit dem verkannten Vaterlande zu versöhnen.

»Ich fühle mit Ihnen, Herr Marquis und Niemand kann den schrecklichen Vorfall und alle seine traurigen Folgen mehr beklagen, als ich. Frankreich wird widerhallen vom Geschrei der Rache und bald wird eine Flotte landen, und Truppen ans Land setzen, so daß wir stark genug sein werden, diese verwegene und verbrecherische Rotte zu züchtigen. Aber der Vorwurf, daß

Frankreich diese wilde That veranlaßt habe und an Ihrem Unglück schuld sei, dieser Vorwurf, mein Herr, ist gewiß ungerecht.«

»Ungerecht, Kapitain!« rief der Marquis schneidend. O Gott, Sie haben nicht Hab und Gut, Weib und Kind in dieser zweiten Bartholomäusnacht verloren. Diese Bestien haben Sie nicht unglücklich gemacht, wie mich und hundert Andere. Wie könnten Sie die Leiden fühlen, die meine Brust seit Wochen zerfleischen!«

»Noch einmal, Herr Marquis, widerhole ich mein Wort: Frankreich und der erhabene Beschluß des Conventes veranlaßten diese blutige That nicht!« entgegnete de Chapelet sanft.

»Ich begreife Sie nicht,« mein Herr, sprach der Marquis bitter. Sie läugnen nicht, daß Frankreich durch die wahnsinnigen Beschlüsse den Negern ihre Freiheit ankündigte und also den Funken in die Pulvermassen schleuderte und widersprechen doch, daß die Explosion, welche darnach nothwendig erfolgen mußte, durch Frankreichs Schuld entstanden sei?«

De Chapelet lächelte; dann entgegnete er, was er früher schon gedacht hatte und ließ dem verkannten Mutterlande die Gerechtigkeit widerfahren, welche es verdiente. Aber Borel war zu sehr verknöchert in den Grundsätzen, welchen er seit seiner Jugend anhing und de Chapelet erkannte staunend, daß dieser Mann nichts vergessen und daß auch er durch das Unglück nichts gelernt hatte.

So trennten sich hier diese zwei Männer, so verschieden in ihren Ansichten, um sich zum Kampfe vorzubereiten. Der eine focht als Soldat, gehorsam seinem Vaterlande, und seine Meinung, die den Negern Gerechtigkeit widerfahren ließ, hinderte ihn nicht, seiner Pflicht zu gehorchen. Er kämpfte gegen die Neger, ohne sie zu hassen und bewunderte ihre aufrichtige Tapferkeit.

Der andere focht in den Reihen der Franzosen, voll Haß gegen das Vaterland und voll der wildesten unersättlichsten Rachgierde gegen die Neger, die ihm sein Theuerstes geraubt hatten.

Beide trennten sich und jeder dachte, als er den Gefährten verließ: wie thöricht es sei, so unerschütterlich falschen Grundsätzen anzuhängen?

De Chapelet kehrte jetzt zu dem zerstörten Meierhofe zurück, wo lautes Gelächter ihm entgegenschallte und fast unbemerkt, wie er gegangen war, trat er in den Kreis von Offizieren, die ein zerlumptes dunkelfarbiges Weib umstanden, welche in einfältiger Art und höchst erschrocken die Bruchstücke ihrer Leiden erzählte. Eine streifende Patrouille hatte sie zwischen Felsen und Gebüschen versteckt gefunden und in's Hauptquartier gebracht, wo sie nun zitternd und kaum der Worte fähig bald um Gnade und Erbarmen bat, bald in eintöniger geschwätziger Weise die an sie gestellten Fragen beantwortete.

»Also hier waren sie alle, in diesem Hause?« fragte der Commandant.

»Ja, als es noch ein Haus war, Massa General,« erwiederte die Alte. »Still, hier war die Thür, dort die große Küche, da ging es nach dem Zimmer des Massa, blanke Wände, schöne Spiegel, Massa, o he, o he! und alles zu Asche worden.«

Sie sah sich um, streckte die magern Hände empor, die sie schallend zusammen schlug und brach in das seltsam kichernde Gurgeln der Neger aus, das Erstaunen und Freude ausdrückt.

»Das alte Geschöpf ist wahnsinnig geworden,« rief einer der Offiziere. »Hör doch, du alte widerliche Hexe, wir fragen ja nicht nach deinem Massa, sondern nach den Negern, die ihn ermordeten. Wer war es? wie hieß er, der teuflische Hund?«

Die Alte sah ihn mit den stieren Augen lange gedankenlos an, dann fiel sie plötzlich auf die Kniee und rutschte zu den Füßen des Offiziers. »Nicht schlagen, Massa,« heulte sie, nicht Kopfabschneiden arme Messaline, gut Massa; Messaline alles thun, Massa gut sein, gut Massa!

Man beruhigte das Weib und erklärte ihr nochmals, was man von ihr zu wissen wünschte. Endlich strich sie sich das krause, schmutzig schwarze Haar von der Stirne und sagte dann schnell und ohne zu stocken:

»Messaline war eine treue Dienerin; sie war frei, ihr Vater war aus der Klasse Sektra, *) ihre Mutter eine Marabon. **) Massa Paradole hatte sie frei gegeben und Messaline liebte den Massa und die Kinder. Nun war es Nacht und Messaline schlief leise, da hörte sie die Thüre zerbrechen. Ein Schrei tönte herauf und eine Stimme rief: Brennt nieder und den Massa bindet fest und bringt ihn her. — O! wie flogen die Feuer von Gummiholz! Messaline sah hinaus; schwarze Männer führten den Massa in Stricken und stießen ihn blutig. Da ergriff sie die Knaben und führte sie in den Wald. Vier waren es, Massa, o Messaline liebte sie!«

»Höre auf, rief der Commandant rauh, du hast genug erzählt und ich kenne die nichtswürdige That des Ungeheuers Jeannot. Die vier Kinder kamen weinend zurück, um das Leben des Vaters zu erflehen und warfen sich der Bestie zu Füßen, der sie langsam ermorden und so den unglücklichen Vater fünfmal sterben ließ.« — Aber dann, Messaline, besinne dich, was geschah dann mit dir, gestern, wo warst du gestern?«

Das Weib sah ihn starr an, dann sagte sie: »Hier.« »Und wer war denn bei dir in diesen Trümmern?«

»O Massa,« flüsterte sie, »schwarze Männer in

---

*) Sektra, eine der vielen Kasten unter den Negern.

**) Ein Negervolk an der Goldküste.

bunten Röcken, mit Gold bedeckt, o he! wie die Massa's angethan, und weiße Massa's mit Bärten und goldenen Ketten, die sie nahmen und den schwarzen Brüdern umhingen.

»Und weißt du nicht, was sie sprachen?« fragte der Commandant.

Die Alte sagte: Dort lag die alte Messaline unter dem Schutt hinter der hohen Mauer und Niemand kümmerte sich um sie. Da kamen Priester und sprachen und die weißen Männer sprachen und die schwarzen Brüder schrieen sehr. Es lebe der König! schrieen sie, wir wollen alle die weißen Massa's todtschlagen. Und die weißen Männer lachten und wiesen auf die Stadt und sagten: Schlagt todt, schlagt todt, der große König wird lachen und Gold geben. Laßt die Massa's nur heraufkommmen auf die Berge, dann haben die schwarzen Brüder am Meere Zeit, ihre Stadt zu verbrennen und ihre Krieger sind alle verloren.«

Eine tiefe Stille herrschte in dem Kreise. Endlich sprach einer der Oberoffiziere: »Es läßt sich nicht läugnen, daß wir hier unnütz fechten und unserer Leute Blut verspritzen. Trieben wir auch diese zahlreichen Schaaren bis in die spanischen Mornen, was nützte es uns? Wir haben keine Nachrichten aus dem Süden und noch immer hören wir das Kanonenfeuer von den Batterien der Stadt. Wie, wenn dieses schwarze Weib recht hätte; wenn der Angriff der Neger darauf berechnet

war, uns hinauszulocken und ihre Schlachthaufen nun über die schwach vertheidigte Capstadt herfielen?«

»Wir werden nicht zurückkehren, bis wir den Paß erstürmt, die Neger von der Höhe des Berges vertrieben und diesen gefährlichen Punkt so wohl befestigt und besetzt haben, daß er nicht mehr in ihre Hände fallen kann. Diese Nacht muß darüber entscheiden . . .

»Was ist das?« riefen mehrere Stimmen, während Einzelne mit einem Ausdruck von Schauder nach der Höhe des Capberges deuteten.

Alle sahen hinauf. Die Offiziere nahmen ihre Fernrohre zur Hand.

Eine dichtgedrängte Masse von Negern heulte und tanzte auf den äußersten Felsen des Capberges, die im letzten Scheine des Abends glühten. Sie schwangen ihre Beile und Säbel, die in der Abendröthe blitzten und umringten einen kleinen Haufen weißer Menschen, die ihre Gefangenen waren. Durch die Fernrohre der Offiziere ließ sich jede Bewegung, fast die Züge der Einzelnen erkennen, aber ein Schrei der Rache und des Schmerzes lief durch die Reihen der Franzosen, als diese Gebundenen und Verstümmelten mit Jubel an den Rand der Klippe geführt und dann hinabgestürzt wurden.«

Die wilden Neger hatten jetzt ihr schreckliches Geschäft beendet. Wildere Rache kochte noch im Heere der Franzosen über diese gegen alle Menschlichkeit und

alles Völkerrecht in ihrem Angesicht verübte Grausamkeit. Auch die Europäer vergaßen jetzt, daß sie diesen Barbaren als Christen nicht Böses mit Bösem hätten vergelten sollen und 150 Neger, welche man gefangen genommen hatte, wurden vor dem Lager in einer Reihe aufgehängt.

Sobald der Commandant den fürchterlichen Befehl dazu ertheilt hatte, verlangte er das schwarze Weib wieder zu sehen. Allein die Negerin war spurlos verschwunden. Hätten die Offiziere gewußt, daß die angebliche Messaline ein verkappter Negerspion war, der ihre ganze Unterredung behorcht hatte und nun auf dem Wege war, um den Negern die Nachricht von dem beabsichtigten Ueberfall zu bringen, welch' ein Glück würde es für so viele Menschen gewesen sein.

In der tiefen Stille der Nacht sammelte sich die Sturmcolonne, an deren Spitze sich de Chapelet mit den Sapeuren befand. Die Grausamkeiten dieses Tages hatten die Wuth der Franzosen auf das Aeußerste getrieben; jede Brust athmete nur Rache und die Befehle der Oberen erschienen als überflüssig. Schweigend ging es nun den Felsenspalt hinauf, der in manchen Windungen sich fortsetzte und von steilen, schwarzen Wänden eingeschlossen war. Die Verhaue am Eingange waren verlassen und wurden leicht beseitigt. Jeder strebte eilig die Höhe zu erreichen und Gefahren zu entgehen, die ein banges Gefühl weissagte. Mit jedem Schritt

vorwärts erleichterten sich die Herzen und ein leises, frohes Murmeln lief durch die Reihen, daß die Neger wohl in der Stille abgezogen seien und diese furchtbare Stellung verlassen hätten.

Plötzlich aber dröhnte von der Höhe des Passes ein Kanonenschuß aus der Redoute, die ihn verschloß und — wie von Zauberhand angezündet — flammten zahllose Fackeln zu beiden Seiten des Felsenpasses. Ein tausendstimmiges Geschrei und Geheul mischte sich mit dem rollenden Feuer der Neger, das aus allen Seiten, aus Büschen und Klüften hervorbrach, während Weiber und Kinder große Steine von der Höhe niederrollten. Es gehörte der Haß und die Tapferkeit dieser Krieger dazu, um standhaft vorzudringen, aber rückwärts zu fliehen war gefahrvoller vielleicht, als den kurzen Weg bis zur Höhe anzustürmen. Ein gleicher Geist schien nun alle zu beseelen und wie viele auch fallen mochten, wie unmöglich es gewesen wäre, gegen ein disciplinirtes Heer auf Sieg zu hoffen, die Verachtung gegen die Schwarzen und ihre Ungeschicklichkeit im Gebrauch der Feuerwaffen erleichterten das Gelingen. De Chapelet, seine Krieger ermuthigend, eilte ihnen voran und so war er der Erste, welcher die Redoute erstieg. Von der Höhe des Walles in das dichte Getümmel fliehender, oder verzweifelnder Menschen springend überließ er sich ganz der Gewalt des Augenblicks. Ein furchtbarer Kampf raste um ihn. Die Aexte der Sapeure und die Bayonette der

Grenadiere fanden einen furchtbaren Widerstand. Ein dichtgedrängter Schlachtkeil der Neger warf sich ihnen entgegen; es war an kein Entkommen zu denken. Kampfgierige Schaaren drängten die Vorderen, die willenlos oft mit verzweiflungsvollem Sträuben in die spitzen Eisen gestoßen wurden. Andere Massen drängten sich von der Höhe des Weges herab in den Hohlweg hinein und trieben den Rest der Colonne zurück. Zugleich entbrannte unten im Thale die Schlacht, denn aus allen Gebüschen stürzten die Afrikaner, nun ihrerseits Ueberfall und Angriff mit Angriff erwiedernd. Von allen Seiten war Nacht und Schrecken, Feuerstrahlen der losgeschossenen Gewehre, die auf einen Augenblick den Schauplatz erhellten und die wilden, umdampften Gesichter der Kämpfer, das Aechzen und Röcheln der Verwundeten und das Siegesgeschrei der rasenden Neger. De Chapelet hatte vergebens eine blutige Arbeit gethan; er sah seine Sapeure ermatten, weichen, sah ihre starre Reihe trennen, dann sah er die bärtigen Männer vereinzelt niederreißen und gefangen nehmen. Plötzlich erblickte er sich mitten unter Afrikanern, die die blutigen Hände nach ihm ausstreckten. Aber des schrecklichen Looses gedenkend, das seiner wartete, beschloß er, zu sterben und sein Leben so theuer als möglich, zu verkaufen. Einen freudigen Schlachtruf ausstoßend hieb er mit übermenschlicher Kraft in die dichtgedrängten Feinde. Die schwere scharfe Waffe zischte tödtlich durch die Nachtluft; es gab

Platz und schon hoffte er, sich durchzuschlagen — da streckte sich ein langes spanisches Gewehr bis dicht zu seinem Haupte heran. Der Schuß ging los; Blut und Gehirn sprützte umher und mit zerschmettertem Haupte sank der edle, stolze Sohn Frankreichs auf die Brustwehr der Redoute.

Nicht so glücklich, als de Chapelet, war der neben ihm Fechtende, ein Offizier der Grenadiere der Nationalgarde. Mit Wuth und Anstrengung widerstand er den Negern und ein unsichtbarer Rachegeist schien die Spitze seines Degens zu lenken, denn mit kaltblütiger und dennoch sicherer Ruhe durchstach er die robusten, fleischigen Leiber seiner Gegner, die Mann vor Mann vor ihm niedersanken. Endlich gelang es einem der herkulischen Schwarzen, ihn zu fassen und nun war sein Schicksal entschieden. Eine helle gebietende Stimme rief so kräftig daß sie das Kampfgeheul übertönte: »Fasset ihn, haltet ihn fest und wagt es nicht, ihn zu tödten; bei Eurem Leben, wagt es nicht: er ist mein, ich will ihn lebendig haben.«

Die Schwarzen gehorchten knirschend. Man schleppte den Mann hinter die Massen der Kämpfenden; es trat ein augenblicklicher Stillstand ein, als diese starke helle Stimme ertönte und diesen Moment benützten mehrere Sapeure, welche diese ganze Scene mit angesehen hatten, zur Flucht. Sie sprangen auf Leben und Tod durch die Schlucht hinab und erreichten glücklich noch die Reihen der Franzosen.

Hier hatte ein wilder, aber kurzer Kampf getobt. Das Geschütz wüthete in den Reihen der aus dem Walde hervorstürzenden Neger. Dieser kurze Kampf kostete ihnen mehr, als fünf hundert Gefangene und noch eine größere Anzahl Todte, denn keine Kartätsche, keine Flintenkugel verfehlte bei der fürchterlichen Nähe des Schusses ihres Ziels. Die Reiterei hieb ein und das günstige flache Terrain krönte ihre Anstrengungen mit Erfolg. Die Neger wichen heulend und wagten es nicht wieder, aus dem Walde hervorzubrechen.

Da der Ueberfall nichts geholfen, sondern man nur den Verlust einer großen Anzahl tapferer Kameraden zu bejammern hatte, so wurde beschlossen, auf eine andere Weise den Versuch zu erneuern, die Neger aus ihrer Stellung zu vertreiben. Die gefangenen Neger wurden nach der Stadt eskortirt und man zwang sie durch fürchterliche Mißhandlungen, Belagerungsgeschütz auf den Platz zu schaffen. Des andern Tages gegen Mittag spielten die ersten Bomben und Haubitzgranaden in den Forst und nach der Höhe des Berges. Zugleich eröffneten die Franzosen ein Kanonenfeuer in die Waldungen. Die gräßlichen Wirkungen der zerspringenden mit unauslöschlichem Feuer gefüllten Eisenkugeln und das Zerschmettern der Bäume durch das Geschütz, zwang die Neger, den Platz zu verlassen. Unter dem beständigen Feuer der Batterien erstiegen die Grenadiere des

Caps die Höhe des Berges; hier wurden Schanzen aufgeworfen, mit Geschütz versehen und eine entschlossene Besatzung unter einem tüchtigen Offizier sicherte den gefährlichen Punkt vor jedem Angriff der Neger. Zwei Tage nachher landeten mehrere Regimenter Hilfstruppen, welche man aus benachbarten Colonien herbeigeschafft hatte und nun war man im Stande, sich erfolgreicher gegen die Angriffe der Neger zu vertheidigen.

Wer war denn jener Offizier der Nationalgarde, der neben de Chapelet so tapfer focht? Und wer war denn derjenige, welcher in einem so schrecklichen Augenblicke den Negern so gebieterisch Schonung gebot? Dieses, lieber Leser, wirst du im nächsten Kapitel erfahren.

Siebentes Kapitel.

Toussaint Breda und der Marquis von Borel.

Die Neger wichen zurück in die Mornen. Sie tödteten vorher alle Gefangenen bis auf Einen, der gefesselt wie ein wildes Thier und auf ein Maulthier gebunden, mit dem Heerhaufen geführt wurde. Es war dieses jener Mann, dessen man sich mit so großer Mühe lebendig versicherte, der so tapfer und mit so großer Tollkühnheit gekämpft hatte. Unsere Leser kennen ihn;

es war der Marquis von Borel, und derjenige, dem er es verdankte, daß er noch athmete; derjenige, dem die Neger so willig gehorchten, selbst im dichtesten nächtlichen Schlachtgewühl, vor dessen Machtwort selbst ihre heißen, flammenden Leidenschaften weichen mußten: dieser wunderbar mächtige Mann war Toussaint Breda.

Zwei Menschen, die sich mit glühendem Haß seit Jahren verfolgten, die einander nicht sehen konnten, ohne von der heißesten wildesten Wuth fast verzehrt zu werden, waren in diesem grausamen Kampfe auf einander gestoßen und die Vorsehung hatte es gefügt, daß derjenige, welcher lange in den Ketten der Sclaverei gefangen lag, der die Verfolgungen, den grausamsten Hohn, die tiefste Verachtung hatte stumm und ohne zu murren, ertragen müssen — daß dieser gedrückte, verfolgte und gemißhandelte Sclave jetzt seinen Dränger in seine Gewalt bekommen mußte. Der Marquis von Borel war der grausamste Feind der Neger gewesen; und unter allen Sclaven war ihm Toussaint Breda der Verhaßteste. Die Gunst, welche Bayou de Libertas dem armen schwarzen Manne zu Theil werden ließ, mußte auf einer unerschütterlichen Grundlage ruhen; Toussaint mußte sie sehr wohl verdienen und durch ein musterhaftes Benehmen sich zu erhalten wissen, denn die beständigen Intriguen seines mächtigen Feindes würden ihn bald darum gebracht haben.

Borel haßte den Neger aus aller Kraft seiner lei-

denschaftlichen Seele, weil Toussaint sich durch geistige Bildung über die Masse seiner unglücklichen schwarzen Brüder erhob, und weil Borel Verstand genug hatte, um seine Vorzüge zu erkennen und einen gefährlichen Feind aller angemaßten Rechte der Weißen in ihm zu ahnen.

Toussaint haßte aber noch heißer in dem Marquis den unerbittlichen Feind seiner schwergedrückten Kaste; denjenigen, der fast allein durch seine Intriguen den Negern die ihnen von Gott verliehenen und von allen vernünftigen und gerechten Menschen eingeräumten Rechte auf die persönliche Freiheit vorenthielt und verkümmerte.

Der Haß dieser beiden durch gleich große geistige Eigenschaften sich auszeichnenden Männer war also nicht gemeine Persönlichkeit, sondern es war ein Haß, aus Grundsätzen entsprungen, die beide bis zum letzten Blutstropfen vertheidigen wollten und die sich schroff gegenüberstanden.

Toussaint und der Marquis von Borel waren die Brennpunkte dieses Kampfes. Der eine kämpfte für, der andere gegen die Freiheit der Neger, jeder für seine Kaste, jeder mit gleicher Kraft, mit gleicher Ausdauer und Anstrengung.

Jetzt hatte der Neger den grimmigsten Feind der Schwarzen in seiner Gewalt. Er ritt auf dem milchweißen Roß neben dem ohnmächtigen Borel und sein Auge ruhte mit verzehrendem Feuer auf dem Gefangenen.

So sieht der Tieger auf das Opfer, das sich unter seiner Tatze windet!

Nicht lange hernach kam man auf dem Platze an, woselbst das Lager der Neger sich befand. Hier war Hochwald im eigentlichen Sinne des Wortes. Ungeheuere Stämme riesiger Bäume wurzelten in der üppigen Erde und das rauschende dichte Blätterdach wehrte dem Mondlicht den Zudrang und mußte selbst die blaue Helle des Tages in ein düsteres Halbdunkel verwandeln. Man warf den ohnmächtigen Borel vom Maulthier herab an die Erde, schnürte ihn mit grausamer Gewalt an die mächtige aus dem Boden hervorstechende Wurzel eines Baumes und mehrere Neger bemühten sich, Feuer anzumachen.

Die Kälte und Feuchtigkeit, welche ihn zugleich durchdrangen, riefen sein Bewußtsein zurück. Als er die Augen aufschlug, lag er an dem Feuer von Moos und Reisig ausgestreckt. Seine Uniform war ihm ausgezogen worden und nur durch Toussaints Vermittlung hatte man ihm die wenigen übrigen Kleider gelassen, um mit denselben seine Blöße zu bedecken. In halb bewußtlosem Zustande lag er willenlos und starrte durch die Zweige eines ungeheuren Baumes nach dem Himmel; doch das dichte Grün der Blättermassen gestattete dem gestirnten Firmamente keinen Blick in die Waldnacht.

Borel wollte den Kopf erheben, aber unsägliche Schmerzen machten ihm dieses zur Unmöglichkeit; er

wollte die Arme ausstrecken, aber sie waren mit einem Strick von Palmenbast fest zusammengeschnürt. Da kehrte sein Bewußtsein mit schrecklicher Klarheit zurück, und er begriff schaudernd, daß er ein Gefangener der Neger, seiner grimmigsten Feinde, war.

Jetzt warf er einen Blick auf seine nächsten Umgebungen. Rechts vor ihm saß an der Erde auf einer dort für ihn ausgebreiteten Schabracke ein Neger, dessen Gesicht er nicht zu sehen vermochte. An der andern Seite des Feuers lagen mehrere im Gefecht verwundete Schwarze zwischen Weibern, die ihre Wunden verbanden und ihn mit höllischem Grinsen ansahen. Er wendete den Kopf ab von diesen Furien, die zuweilen aufsprangen und sich ihm näherten, um ihn mit Hohn und Schmach zu überhäufen, bis der neben ihm sitzende Neger sie durch seinen drohend aufgehobenen Arm wieder verscheuchte. Durch die dicken Stämme der Bäume gehindert, drang der Schein anderer Feuer, die in der Nähe brannten, nur schwach heran. Doch konnte der Marquis bemerken, daß dichte Massen bewaffneter Neger um dieselben lagen und daß die Flammen im hellen Metall zahlloser Gewehre blitzten, welche man rings um die Stämme der Bäume gestellt hatte.

In der nächsten Umgebung herrschte tiefe Stille, welche nur durch das Stöhnen und die Seufzer der Verwundeten unterbrochen wurde. Aber aus entfern-

ter liegenden Theilen des Forstes drang das eintönige wilde Geheul der Afrikaner heran.

Der Marquis von Borel hatte jetzt seine Beobachtungen beendet. Er war ein stolzer, muthiger Mann und wußte, daß an kein Entrinnen zu denken sei. Er hatte gehört und gesehen, was die Gefangenen der Neger erwartete und er konnte demnach vermuthen, welches Loos ihn treffen dürfte, ihn, in dem der Brennpunkt des Hasses der schwarzen Kaste sich vereinigte. Doch kein Seufzer drang aus seiner Brust. In stiller Resignation und Entschlossenheit schloß er die Augen und suchte sich mit kräftiger Seele an den Gedanken eines nahen und qualvollen Todes zu gewöhnen.

So verfloß die Nacht; der Wald erhellte sich; man sah die mit Rauchwolken vermischten Dünste gelblichweiß, gleich Wolken von Pulverdampf unter dem Blätterdach ziehen und langsam durch dasselbe emporsteigen. Frische Windstöße schüttelten die Wipfel und ein Guß klatschender Thautropfen fiel auf die Erde und auf die unten lagernden Menschen herab. Da sprang der grauhaarige Neger, der bisher Borel den Rücken zugewendet hatte, auf, daß die Metallketten und Waffen, welche er trug, tönend klirrten und bestieg ein hinter dem Baum stehendes milchweißes Roß. Man brachte auf seinen Befehl das Maulthier wieder heran, hob Borel auf dasselbe, und schnürte ihn fest. Borel sah nun den Neger an und erblaßte — es war Toussaint.

Der Neger ergriff die Zügel des Maulthiers und führte dasselbe sammt dem Marquis mit sich fort tiefer hinein in das Gebirge. Es ging steil aufwärts, mehrere Stunden lang. Dann wendete sich Toussaint auf einem felsig kahlen Gebirgsgrat zur Rechten und jagte mit halsbrechender Schnelligkeit hinab in ein tiefes Thal, in welchem ein Waldstrom brauste. Diesem entlang lief ein schmaler Weg um die Felsen und so gelangte man in ein grünes Thal, das auf drei Seiten von Felsen eingeschlossen, auf der vierten eine dichte erhabene Waldung zeigte, in welcher sich der Strom verlor. Mitten auf einer grünen Wiese stand eine verfallene Kapelle. Borel erkannte den Ort. Er war früher oft hier gewesen. Der Strom ergoß sich unweit dieses Platzes in die See und man konnte von hier binnen einer Stunde nach der Capstadt gelangen. Hier waren früher Plantagen und große Weideplätze für das Zuchtvieh gewesen; aber man hatte sie veröden lassen müssen denn die Gegend ist zu ungesund und der sumpfige Boden erzeugt tödtliche Ausdünstungen. Die Kraft der Vegetation hatte jetzt alles mit dichter Waldung überzogen.

Toussaint band sein Pferd und das Maulthier an einem Baume fest, schnitt die Stricke entzwei, mit welchen der Marquis auf dasselbe gebunden war und befahl ihm durch eine Bewegung mit der Hand abzusteigen.

Als Borel, aufs Aeußerste erstaunt und überrascht,

seinen Willen befolgt hatte, schnitt Toussaint auch die Bastseile entzwei und gab dem Marquis den freien Gebrauch seiner Glieder wieder. Dann trat er ihm näher und sah ihm mit den großen dunkeln und ausdrucksvollen Augen in das Gesicht.

Borel war äußerst betroffen. Trotz seiner seltenen Geistesgegenwart und aller hohen Bildung, die er unstreitig besaß, verwirrte ihn dieses Benehmen des gehaßten Feindes dergestalt, daß er die Augen vor Toussaints Blick niederschlagen mußte. Toussaint, der dies bemerkte, sagte ruhig:

»Fürchten Sie nichts mehr, Herr Marquis. Sie sind frei! Hier steht Ihr Maulthier; dort ist der Weg nach dem Cap. Binnen einer Stunde können Sie die Stadt erreichen und ich bürge Ihnen dafür, Sie werden auf Ihrem Wege keinen Feind treffen!«

Borel entgegnete keine Sylbe. Die Gewalt des Augenblicks, die Ueberraschung und zugleich das beschämende Gefühl, Leben und Freiheit dem gehaßtesten und verachtetsten seiner Feinde zu verdanken; dann die Folgen aller bereits erduldeten Leiden, die Qualen und die Aufregungen der letzten Stunden — alles dieses brach seine Kraft; er stürzte wie vom Blitz getroffen zu Boden.

Der Neger fühlte, was in der Brust dieses Mannes vorging; er lächelte befriedigt und sah mit stolzem Selbstbewußtsein den gedemüthigten Feind zu seinen Füßen

liegen. Doch nur einen Augenblick genoß er diesen Triumph; dann eilte er zum rauschenden Wasser, holte eine Flasche davon und rieb dem Ohnmächtigen die Stirne und die Schläfe. Borel kam langsam wieder zu sich und nun flößte ihm der heilkundige Neger aus einer Phiole stärkende Tropfen ein, die seine Kraft schnell wieder belebten. Borel erhob sich und sah mit irrem Blick den Neger an.

»Man hat Sie Ihres Eigenthums beraubt, Herr Marquis; gestatten Sie mir, Ihnen ein Darlehen zu machen;« fuhr Toussaint fort, indem er einen Rock und Mantel über das Maulthier legte, und einen Säbel, Pistolen, nebst einem Säckchen voll Munition und einer schweren Geldbörse an den Sattel band.

Alles dieses sah Borel, ohne daß es ihm möglich gewesen wäre, auch nur eine Sylbe zu erwiedern. Haß und Bewunderung, angeerbte Vorurtheile und Dankbarkeit, kämpften in seiner zerrissenen Brust.

»Nachdem ich jetzt gethan habe, was in meiner Macht steht — und das ist freilich nur wenig — fuhr Toussaint fort, »muß ich Sie auffordern, dieses Land zu verlassen. Ja, Herr Marquis, in der Hoffnung, daß Sie guten Rath annehmen werden, nachdem Sie Gott so schwer geprüft hat, habe ich Ihr Leben gerettet. Gehen Sie nach Nordamerika. Ihre Talente und die Mittel, über welche Sie noch immer gebieten, sichern Ihnen dort ein erträgliches Dasein, während hier Ihr

Leben stets bedroht ist. Zum zweitenmale vermöchte ich Sie nicht vor dem gerechten Grimm meiner Brüder zu schützen!«

»In Newyork finden Sie Bayou de Libertas und andere Freunde,« fuhr er fort. »Ich weiß, daß in der Bai ein Kauffahrer liegt, der binnen wenigen Tagen nach den vereinigten Staaten unter Segel geht. Er wird Sie schnell aus einem Lande führen, das für Sie nichts, als beständige Veranlassungen zu herben Erinnerungen darbietet.«

Borel schwieg lange und Toussaint ging auf dem Platze nachdenkend auf und nieder, um ihm Zeit zu lassen, sich zu sammeln. Endlich sprach der Marquis kalt:

»Ich bewundere Dich aufrichtig, Toussaint. Du hast von dem, was Du gelernt hast, einen guten Gebrauch gemacht und — Du hast feurige Kohlen auf mein Haupt gesammelt. Ja, Toussaint, ich gestehe dir, ich verdiente es nicht um Dich, daß Du also an mir handelst. Ich versah mich eines ganz andern.«

»Die Religion, und das Beispiel des Erlösers lehrt mich, das Böse, das mir meine Feinde thun, mit Gutem zu vergelten, mein Herr Marquis, versetzte Toussaint ruhig und ernst. Alles dieses kann man aber nicht lernen, mein Herr, sondern es muß erlebt und durch ernstes Gebet und Flehen zum Vater des Lichtes errungen werden.«

»Vortrefflich, sprach Borel spöttisch, du entfaltest ja eine ganz neue Seite deiner Fähigkeiten; welch' einen herrlichen Prediger würdest du geben?«

»Sie glauben nicht an das Walten einer göttlichen Vorsehung, mein Herr, fuhr Toussaint ruhig fort. Die Hand Gottes warf sie zu Boden und richtet sie in diesem Moment wieder auf, ohne daß Ihr verhärteter Sinn dadurch erweicht worden wäre.«

»Du bist ein Philosoph, Toussaint, aber nach einer veralteten Weise. Der Zufall gab mich in Deine Hand und Du bist klug genug, durch eine eben so vernünftige als weise Schonung mich Dir zu verbinden. Nun wohl, Toussaint, ich werde meine Schuld nicht vergessen . . .

Toussaint erhob abwehrend die Hand; eine unaussprechlich tiefe Verachtung drückte sich in seinen häßlichen Zügen aus.

»Höre mich an, Toussaint, rief Borel heftig,« ehe du urtheilst. Der Marquis von Borel ist der Mann nicht, der in einem solchen Augenblick Scherz treibt.«

Toussaint blieb stehen, ohne weiter ein Zeichen von Theilnahme kund zu geben und Borel fuhr fort:

»Vor wenigen Stunden noch war das Leben für mich ohne Werth, Toussaint. Man hat mir ja nicht sehr viel gethan! Deine christlichen und gesitteten Brüder haben mein Weib und meine Kinder in den Flammen meines Hauses umkommen lassen und meine Besitzungen verwüstet. Das alles thaten sie, weil ich ihnen ein

strenger, aber ein gerechter Herr war, Toussaint. Ja, ich haßte die Neger, aber ich haßte nicht ihre Personen, sondern ihre Wildheit und ihre thierisch grausame Sinnesart, ihre Trägheit und Unfähigkeit zur Arbeit und zu allem, was den Menschen über das Thier erhebt. Ich haßte auch Dich, Toussaint, weil ich eher, als irgend ein Mensch, den Gedanken in Deiner Brust las, diese Halbmenschen zu befreien und gegen uns zu hetzen; weil ich wußte, daß Du auf den Trümmern unseres Eigenthums Dir eine Herrschaft erbauen wolltest, daß Du durch das Mordgetümmel die Krone eines Negerreichs schimmern sahest, und keck die Hand nach derselben ausstrecktest. Deßhalb, Toussaint haßte ich Dich. Ich sehe Dich jetzt auf dem Pfade, den Du Dir gezeichnet. Was ist dieser Jean Francois, den die Neger mit dem lächerlichen Titel »Obergeneral« traktiren? Er ist das Werkzeug in der klugen Hand des Kutschers Toussaint Breda. Wenn Dir der Augenblick günstig scheint, so wirst Du ihn bei Seite werfen, wie das Kind die Puppe, wenn es des Spielzeugs müde ist, und dann wird Toussaint Breda, der König von Hayti, die Zügel eines Negerreichs übernehmen.«

Toussaint schwieg und sah stumm nach den Felsen. Der Marquis fixirte ihn und fuhr dann fort:

»Das ist bereits zur Hälfte eingetroffen. Die Ebene des Caps, die Mornen, das ganze Land bis zur spanischen Grenze sind in Euren Händen und wer wird es Euch

entreißen? Diese Franzosen? — Das gelbe Fieber ist Euer schrecklicher Bundesgenosse und wird besser in ihren Reihen aufräumen, als die Kugeln und Bajonette Deiner Brüder. Alles das bedachtest Du mit klugem Sinne, Toussaint. Ich las in Deiner Seele und darum haßte ich Dich!«

Mein Leben danke ich jetzt Dir. Glaube nicht, daß ich das Walten einer höheren Hand verkenne. Das Geschick rettete mich aber gewiß durch Deine Sorge nicht umsonst vor dem Tode. Ich muß noch zu etwas Seltenem bestimmt sein und darum nehme ich Dein Geschenk dankbar an. Nur muß ich dabei bitten, daß Du Dich nicht für so sehr klug hältst, mich durch ein süßlich religiöses Geschwätz hinters Licht führen zu wollen. Du handelst wie ein kluger und verständiger Mann, der sich über die Thorheiten der Menschen erhaben weiß, und alles, was da geschieht, zu seinem Vortheil benützt. Aber Du bist mir nicht zu schlau und ich kenne ganz gut die Absicht, welche diese Deine mit so vielem Pomp angekündigte edle Handlung leitete.«

»Toussaint legte die Arme übereinander und sah dem Redner mit einem gemischten Ausdruck von Spott und Verachtung ins Gesicht; aber er entgegnete keine Sylbe.

»Du lächelst? sprach Borel höhnisch. Nein, Toussaint! mich betrügt man nicht. Ich kenne alle Beweggründe, welche Deine Handlung leiteten.«

»Laß hören, kluger Marquis, schlauberechnender Borel, und welche waren es denn?« entgegnete der Neger voll der tiefsten Verachtung.

»Auf alle Fälle bereitet sich ein gescheidter Mensch vor,« rief Borel spöttisch. »Du weißt denn doch noch nicht ganz gewiß, ob die rohe Tapferkeit Deiner Brüder siegen wird und selbst wenn dieses gewiß wäre, so bist Du doch nicht sicher, ob die Neger Dir nicht eben so untreu sein werden, als ihren früheren Herren. Die mannigfaltigen Wechselfälle dieses Krieges und Deine Erfahrungen lehren Dich, selbst beim größten Glück nicht wie ein tolles Rennpferd gerade fortzuschießen, sondern auf besondere Umstände vorbereitet zu sein. Eine Hinterthür willst Du Dir offen lassen, um zu rechter Zeit entschlüpfen zu können. Du weißt, Toussaint, daß ich noch immer ein Mann von Vermögen bin, daß ich genug Einfluß besitze um selbst den Anführer der Neger retten zu können, falls er in unsere Gewalt fiele. Nun, Toussaint, endete Borel mit dem ärgsten Hohn, ich bin jetzt Dein Schuldner und mein Wort ist Bürgschaft genug für dich, daß ich meine Schuld einst abtragen will und auch abtragen werde.«

»Deine Berechnung ist schlau und ganz so tückisch,« erwiederte Toussaint ruhig, »wie Du selbst durch und durch tückisch, boshaft und nichtswürdig bist. So hast Du auch berechnet, durch welche Mittel Du die Beschlüsse des Convents umgehen könntest. Deine Rechnung war falsch, Borel! Das Blut der Weißen, das Blut deines

Weibes und deiner Kinder löschte Deine falschen Zahlen aus. So wirst Du fortfahren, Dich selbst und Andere zu betrügen; ich kenne Dich, ich. Ja, Borel, ich kenne Dein falsches Herz. Stünde ich vor Dir, wie Du jetzt vor mir, Du würdest für mich keine Gnade, kein Erbarmen haben.« Geh hin, und erwarte jetzt, ob Deine Schlüsse wahr oder trügerisch sind. Doch zuvor höre nochmals meine Warnung. Verlaß dieses Land, Verräther an Deinem König und an der gekränkten Menschheit, die Du unter deine Füße tratst. Toussaint Breda schützte Dich, weil er seine Hand nicht mit dem Blute eines Narren und Wahnwitzigen beflecken wollte. Er bedarf Deines Schutzes nicht, Thor, denn im umgekehrten Falle wüßte Toussaint Breda zu sterben.

Der Marquis sah den Neger stolz vor sich stehen. Der Blick des schwarzen Mannes schien ihn zu durchbohren, zu vernichten. Dann sprang Toussaint auf sein Pferd und verschwand in den Waldungen und Felsen der Mornen.

Borel stand allein im Thale, beschämt, vernichtet und auf das Tiefste gekränkt. Die Verachtung des Negers entwürdigte ihn vor sich selbst. Er sah sich durchschaut, erkannt, besser erkannt, als er sich selbst bisher kennen gelernt hatte und diese Wahrnehmung drückte ihn aufs Tiefste nieder. Endlich bestieg er sein Maulthier und schlug den Weg nach der Capstadt ein, die er glücklich am Abend dieses Tages erreichte.

Achtes Kapitel.

Jean Francois und die Abgesandten der Spanier. Geschichtliche Nachrichten über die Kriegsereignisse.

Toussaint Breda kehrte, erfüllt mit Verachtung gegen den Menschen, den er so eben verlassen hatte, denselben Weg nach dem Lager zurück. Bald traf er wieder bei den Vorposten ein, die sich in einer langen Reihe durch das Thal zogen und durch die düstere Waldung. Er sah wehmüthig auf das verschiedene Treiben um sich her. Vor ihm lag das schwarze Heer, rings umgaben ihn Menschenmassen, die in Erdhütten, oder vor demselben lagen, nackt oder mit den Resten europäischer Kleider und Uniformen, die sie irgendwo erbeutet hatten, phantastisch bekleidet. Dann kam er an Waffenplätze, wo man Uebungen anstellte und die Neger an die taktischen Künste der europäischen Kriegszucht zu gewöhnen suchte; dann wieder sah er schwarze Kanoniere an leichten Geschützen stehen, bei ihnen spanische Unteroffiziere, die mit einem Gemisch von spanischen, creolischen und Congoflüchen ihren Lehrlingen die Kunst des Ladens und die Bedienung der Kanonen überhaupt beizubringen suchten. Kinder, Weiber und Greise hockten überall in widerlichen Gruppen umher, oder sie schwärmten in dichten Haufen. Ihre klagenden Gesänge, ihre

Spiele, ihre Tänze, ihr Elend und ihr Hunger — alles bewegte sich dicht nebeneinander. Brutale Scenen wechselten mit Scherz und Lachen, Fröhlichkeit und Gesang mit Schlägereien, Streiten, Diebereien und allen Ausbrüchen der rohen Natur von Menschen, die durch kein gesetzliches Band bezwungen, sich ganz den Eingebungen ihrer nächsten Laune überließen.

Toussaint sah mit einem Gemisch von Widerwillen und Theilnahme auf dieses Treiben. Dann beschleunigte er von einem ernsten Gedanken bewegt die Tritte seines Thieres und erreichte eine kunstlos aus Baumzweigen errichtete Hütte, welche er bewohnte. Hier traf er seine Familie, dann den Neger Jallo mit dessen beiden Söhnen Barka und Jumina. Nachdem er die Seinigen begrüßt und einige Augenblicke sich dem Familienleben hingegeben hatte, wurde er durch einen Neger ins Hauptquartier gerufen. Hier traf er mitten unter den Negern ein starkes Commando spanischer Grenzdragoner, auf hohen, knochigen Pferden. In ihren braunen Kollets mit grünem Kragen sahen sie unter diesen zerlumpten nackten Banden wie Wesen einer andern Welt aus. Ihre Tüchtigkeit und Ordnung in allen Dingen bildete den grellsten Gegensatz zu dem Gesindel, das sich zu ihren Füßen umhertrieb. Diese bärtigen stolzen Reiter hielten mit gezogenen Pallaschen, wie Statuen an dem Eingange des großen Zeltes, welches der Obergeneral Jean François bewohnte, und in ihren grimmigen Blicken war

die tiefste Verachtung gegen das schwarze Volk zu lesen. Der spanische Ernst veränderte sich durch kein Freudengeschrei und durch keine der tausend Fragen, welche die geschwätzigen Neger an sie richteten. Sie hielten in ihrer Mitte einige reichgeschirrte Rosse, deren Reiter von Rang sein mußten, und bewachten mehrere Wagen, die, wie es schien mit Geräthen aller Art beladen waren.

Toussaint warf sein prüfendes Auge auf sie und zog dann mit seinem Begleiter durch die Wachen in das Zelt, das ganz mit Oberoffizieren der Neger erfüllt war. Hier sah man Jean Francois, dann den wilden grausamen Dessalines, Moses, Charles Belair und andere Neger, die Einfluß und Ansehen besaßen. Als Toussaint erschien, erheiterten sich aller Blicke und ein beifälliges Murmeln lief durch die Versammlung.

Toussaint sah verwundert umher. Die meisten Negeroffiziere waren mit prächtigen und glänzenden Uniformen angethan, besonders Jean Francois. Die Uniform eines spanischen Generals mit der reichsten Goldstickerei überladen, umschloß seine hohe schöne Gestalt; ein prachtvoller Federhut, ein goldenes Schwert und hohe Stiefel mit goldenen Sporen verwandelten den Neger in den mit kriegerischer Pracht geschmückten Heerführer.

»Wo warst Du, mein Bruder Toussaint, vergebens suchten Dich meine Leute im Lager;« rief der Obergeneral.

»Ich war auswärts, mein Bruder Jean Francois,« entgegnete Toussaint ruhig.

»Sr. Excellenz, Don Alonso, wünschte nicht ohne Deine Gegenwart wichtige Depeschen zu eröffnen, welche der Gouverneur des spanischen Antheils von St. Domingo durch ihn an uns gesendet hat. Ich selbst erwartete Dich, um Deinen Rath in den wichtigen Angelegenheiten nicht entbehren zu müssen, mit welchen uns Sr. Excellenz bekannt machen soll. Bemühe Dich vorher in mein Schlafgemach, damit Du bekleidet mit den Abzeichen Deiner neuen Würde als Brigadegeneral, der Versammlung beiwohnen kannst.

Toussaint sah den Obergeneral ernst an. In seiner Miene lag ein leiser Spott über die Förmlichkeit, der er sich unterwerfen sollte. Doch er bedachte sich keinen Augenblick und erschien nach kurzer Zeit in der glänzend goldgestickten grünen Uniform.

Er nahm sodann auf dem ihm angewiesenen Sitze zur Seite des Obergenerals Platz.

Gegenüber saßen ein Civilkommissär, ein Dominikanerprior und mehrere Geistliche niederer Stufen, dann ein General in spanischer Uniform, sammt seinen Adjutanten und Begleitungsoffizieren. Jetzt erhob sich der General Don Alonso und sprach mit feierlicher Stimme:

»Meine tapfern Freunde! Gott und die heilige Jungfrau haben eure Waffen gesegnet. Die schändlichen

Tyrannen, welche den heiligen Namen des Königs und die Religion verspotten, sind besiegt und in den Städten eingeschlossen. Bald werden sie völlig bezwungen und das ganze Land wird in Euren Händen seyn. Ihr werdet dann die Früchte Eurer Anstrengungen genießen und das Glück freier Menschen, denen ein fruchtbarer Boden und ein reicher Handel mit seinen kostbaren Erzeugnissen unbestritten gehört, wird Euch in vollem Maaße zu Theil werden. Sr. Excellenz, Don Almonas, der Gouverneur von Spanisch Domingo sieht das Gelingen Eurer Anstrengungen mit Wohlgefallen, läßt Euch durch mich und die mir beigegebenen Abgesandten die aufrichtigsten Glückwünsche sagen und hat die von Euch vollbrachten Heldenthaten an Sr. Majestät, unsern allergnädigsten König und Herrn mit der von Euch wohlverdienten lobenden Anerkennung berichtet.«

Hier schwieg der Redner einen Augenblick; dann fuhr er mit erhöhter Stimme fort:

»Der Bruder unsers allergnädigsten Königs, Sr. Majestät, Ludwig XVI. von Frankreich ist, wie Euch nicht unbekannt, von seinen rebellischen Unterthanen gefangen genommen und in das Gefängniß geworfen worden. Alle Völker Europa's haben zu den Waffen gegriffen, um diesen Frevel zu rächen. Gott wird für den gemißhandelten König streiten und die gotteslängnerischen Franzosen wie die Raubthiere der Wüste mit Feuer und Schwert von der Erde vertilgen lassen.«

»Nicht minder strafbar sind aber Eure ehemaligen grausamen Herren, diese Creolen, denen Ihr jüngst erst das sich angemaßte Recht über Euch und die Freiheit Eurer Personen entrissen habt. Sie sind mit den verruchten Rotten in Frankreich verbunden; sie haben die Bildnisse ihres und Eures Königs verbrannt, seine Diener und Beamten verjagt, Bäume errichtet mit Flaggen, welche sie anbeten und Christus den Erlöser, die gnadenreiche Gottesmutter, alle Heiligen, ja selbst Gott, der diese Welt erschaffen, verspottet und wie Heiden verflucht.

»Wehe, Wehe! riefen die Priester mit dumpfer Stimme, sie sind verflucht in Ewigkeit.«

Diese feierlichen Worte machten den tiefsten Eindruck auf die Neger, deren Augen von Muth und Entschlossenheit leuchteten.

»Auch Spanien kann diesen Freveln nicht gleichgiltig zusehen. Der König ist der Bruder des gemißhandelten Königs von Frankreich, und darf nicht zugeben, daß ihm ein Leid zugefügt werde. Er ist aber zugleich Schutzherr der heiligen Religion, und muß den mit derselben getriebenen Frevel rächen. Spanien hat den Rebellen den Krieg erklärt und ich bin hier, um Euch zu erklären, daß wir ein Schutz- und Trutzbündniß errichten wollen und gemeinsam die Feinde Gottes und der Menschen von der Erde zu vertilgen. Frei und offen kann Euch Spanien jetzt jeden Beistand leisten.

Die Gnade unseres Königs ist unermeßlich. Er gewährt Euch seinen Schutz und erhebt Euch zu dem Range, den die Euch übersendeten Uniformen bezeichnen.

Jetzt trat er auf Jean Francois zu, überreichte ihm ein versiegeltes Pergament, gab ihm den Hut, um sich damit das Haupt zu bedecken und sprach:

»Sennor Jean Francois, im Namen Sr. Majestät Karls des Vierten von Spanien und beider Indien ernenne ich Sie zum Generallieutenant des Königreichs und zum obersten Chef des Negerheeres. Sie werden richten über Leben und Tod, die Treue und Tapferkeit belohnen, die Feigheit und den Verrath strafen. Empfangen Sie hier aus meinen Händen die Urkunde Ihrer Ernennung zum General des Reiches, zum Granden der ersten Klasse mit dem Titel eines Marquis von St. Domingo und zum Ritter des goldenen Vließes, dessen Kette und Insignien ich Ihnen überreiche. — Knien Sie nieder!«

Jean Francois fiel nieder auf seine Knie, zugleich mit ihm die Priester und rund umher alle Neger, die mit unaussprechlicher Ueberraschung dieser Scene beiwohnten. Der Civilkommissär öffnete jetzt ein Kästchen von rothem goldbedecktem Maroquin. Der General hing Jean Francois die Kette und die prachtvollen Insignien des Ordens um und sprach sodann:

»Erheben Sie sich, Excellenz Don Juan Francisco, Marquis von Domingo!« Die

Priester riefen laut den Segen des Himmels über den mit so hoher Würde bekleideten Neger herab und unter den Negern erhob sich ein unermeßlicher Jubelruf der sich schnell über die Tausende verbreitete, die sich außen vor dem Zelt neugierig versammelt hatten.

Als es wieder ruhig ward, stand der Prior der Dominikaner auf und hielt eine salbungsvolle Rede. Er gedachte der großen Ehre, die Gott durch den König von Spanien Jean Francois erzeigt hatte und forderte ihn auf, seiner hohen Stellung gemäß nun auch ein treuer Bundesgenosse, ein dankbarer und gehorsamer Unterthan seines Wohlthäters zu sein. Geschickt lenkte er hin auf das lose Band, das bis jetzt zwischen den Spaniern und Negern bestanden habe und zuletzt forderte er Jean Francois auf, in seinem Namen und im Namen sämmtlicher Neger und des ganzen Heeres dem König von Spanien Treue zu schwören.

Das Oberkleid abwerfend stand er in der reichen Kleidung der katholischen Priester da. In der Hand hielt er ein Krucifix und nun fragte er den vor ihm Knieenden, »ob er wisse, was er jetzt thun solle und ob er ein treuer und gehorsamer Diener des Königs, seines Wohlthäters sein wolle?«

Jean Francois war bewältigt von der Macht des Augenblicks und dem unerwarteten Glück, das über ihn ausgeschüttet worden war. Er bedachte sich keinen Augenblick und sprach mit lauter, fester Stimme: »Ja!«

Der Priester sprach ihm nun die Eidesformel vor, indem er ihm beide Hände auf das Krucifix legen ließ. Alle Anwesenden knieten nieder. Die tiefste Stille herrschte, während Jean Francois den bindenden Eid nachsprach. Alle waren erbaut, gerührt, glücklich; aber nur Einer empfand das Gewicht dieser ernsten Stunde ganz. Dieser Eine war Toussaint Breda. Er fühlte, daß nun Spanien Herr von Domingo wäre, daß sie alle spanische Soldaten seien, den Interessen Spaniens dienen müßten und daß die Colonie für Frankreich auf immer verloren war. Toussaint erkannte die Falle, in welche man Jean Francois gelockt hatte und in diesem Augenblick hatte der neue Obergeneral sein Herz mit diesem auch seine besten Dienste eingebüßt.

* * *

Die unglückliche, schöne Insel St. Domingo, auf der sich alle diese Begebenheiten ereigneten, ward nun durch den fürchterlichsten blutigsten Krieg zerfleischt und fast gänzlich verwüstet. Im Süden kämpften die Mulatten unter der Anführung des Rigaud, eines gelben Pflanzers, eines Abkömmlings von einem Weißen und einer Negerin, um die Herrschaft. Diese Mulatten wollten die Herrschaft der Franzosen und die Freiheit der Neger nicht dulden. Im Norden hielten sich die Creolen und französischen Heere, die aus dem Mutterlande gesendet wurden, mühsam gegen die Neger und Spanier, und gegen die Gewalt der Mulatten. Das

Innere war in den Händen der Spanier und Neger. Schlachten und Gefechte wurden geliefert; Blut floß in Strömen; aber alles war umsonst, man kam zu keinem Ziele. Jean Francois war ein Knecht der Spanier, es zeigte sich, daß er wohl ein tapferer Soldat, aber nicht ein fähiger Kopf war, ein tüchtiger ausgezeichneter Mann, der die Massen, welche er befehligte, auch gehörig hätte regieren und leiten können. Zwar behielten die Neger meist die Oberhand, aber ihre Siege wurden nicht benützt, weil ihr Anführer es nicht verstand und Toussaint hatte wohl einen klugen Rath, aber keinen Mann in dem Obergeneral, der seine Anschläge ausführen wollte und konnte. So verflossen viele, viele Monate und die Verwirrung ward immer größer; Frankreich hatte inzwischen seinen König gemordet. Die Revolutionsmänner sendeten Commissäre und Botschafter nach Domingo, um die Colonie für das Mutterland zu retten. Aber selbst die Creolen achteten nicht mehr auf die Befehle der Nationalversammlung, oder der Männer, welche in Frankreich an der Spitze standen. Man machte Versöhnungsversuche; aber sie mißlangen durch die Heftigkeit und Erbitterung der Parteien und die Verwirrung und das Elend stiegen immer mehr.

England warf nun seine Augen auf diese zerrissene Insel. Die dort kämpfenden Parteien gaben genug Gelegenheit zu Intriguen aller Art. Bald landete ein Heer und eine englische Flotte unterstützte die Anstren-

gungen der englischen Truppen. Ein neuer Anlaß zu noch gräßlicherer Verwirrung war dadurch gegeben und das Elend eines vielspaltigen Kampfes wuchs riesengroß.

Toussaint Breda fühlte, daß alle Anstrengungen der Neger umsonst gewesen waren. Mit blutender Seele betrachtete er sein verwüstetes Vaterland; mit Unwillen fügte er sich unter die Befehle eines Mannes, wie Jean Francois, der sich den Genüssen hingab, ohne daß die Leiden und das Elend seiner Brüder sein Herz gerührt hätten. Jean Francois war jetzt ein strengerer Herr seiner schwarzen Brüder, als selbst die Creolen, deren Sclaven sie früher gewesen waren. Er war ein Knecht der Spanier; er verspritzte das Blut der Neger, um die Gunst des spanischen Hofes sich zu erwerben, aber er that nichts, um ihnen zur ersehnten Ruhe und Freiheit zu verhelfen. Jean Francois hatte sich einen Titel, Reichthümer und Freunde erworben und er vergaß in seinem Glück, daß ihn ein bedrängtes Volk von Brüdern mit seinem Herzblut zu dieser Stufe des Glückes und der Macht erboben hatte, um einst durch seine Hilfe Frieden nach so großen Leiden zu erhalten.

Das alles sah Toussaint und sein Herz blutete. Er bedachte was geschehen müßte, um diesem schrecklichen Zustande ein Ende zu machen und in seiner Brust reifte ein großer Gedanke.

Er suchte die Gesinnung der vornehmsten Negeroffiziere zu erforschen und fand, daß sie ihm gleich ge-

sinnt waren. Die Gefühle neigten sich zum alten, früher so sehr geliebten Mutterlande hin. Toussaint und seine Brüder waren Franzosen; sie dankten Frankreichs Bürgern ihre Freiheit. Franzosen hatten die große Idee der Freiheit aller Menschen ausgesprochen. Frankreich hatte noch immer die Arme versöhnend für die Neger offen gehalten. Es versprach fortwährend mitten im Krieg und Kampf, sie als seine schwarzen Bürger zu lieben und zu ehren, während Spanien in seinen Colonieen die Neger an der Kette hielt und sich durch Toussaints und seiner Brüder Hilfe nur in den Besitz des französischen Domingo setzen wollte, um neue Sclavenketten für die Neger zu schmieden. Da reifte der Entschluß in Toussaint, mit Frankreich Friede zu schließen und sich dem alten, noch immer heißgeliebten, dem Vaterlande der Freiheit und des Ruhms in die Arme zu werfen Aber vorerst wollte er Jean Francois hören.

Er begab sich zu dem Obergeneral und begann mit ihm eine Unterredung über den Stand der Dinge. Jean Francois ahndete nicht, weßhalb Toussaint seine Meinung hören wollte, und sprach unumwunden seine Zufriedenheit mit seinem Loose, seine Anhänglichkeit an Spanien und seinen festen Entschluß aus, unter allen Umständen dem Fürsten, dem er Treue geschworen und der ihn so hoch erhoben hatte, treu zu bleiben.

»Du würdest Dich also niemals mit den Franzosen verständigen?« fragte Toussaint.

»Und böten sie mir alle Schätze der Erde,« rief Jean Francois, »es würde nie geschehen. Ich bin der Diener eines großen Königs, ich bin ein Edelmann, ein Ritter, wie könnte ich das alles gegen den elenden Namen eines Bürgers vertauschen, der mich nicht allein mit den hochmüthigen Weißen, sondern auch mit jedem armen Neger gleichstellt.« Nein Toussaint, fuhr er fort: »wir sind nicht darum General und Oberanführer geworden, um unsere Ansprüche für ein paar Träume der Ketzer und Königsmörder aufzugeben. Freiheit! o wohl, wir wollen frei und glücklich sein, und wir sind es in der Gnade eines großen Königs. Dieser Haufe von Negern aber, welche Thieren mehr als Menschen gleichen, muß beherrscht, gezüchtigt werden, damit sie gehorsam und arbeitsam sind. Für sie gibt es keine Freiheit. Wenn die Franzosen vertrieben sind, mein Bruder, dann theilen wir uns in das Land. Die Neger müssen für uns arbeiten, wir sind die treuen Diener des Königs von Spanien und dann werden wir Freiheit, Glück und Frieden finden.«

Toussaint hatte genug gehört. Er verachtete diesen Elenden auf das Tiefste, der für seine armen Brüder kein Herz hatte, sondern nur für seinen Vortheil handelte. Er verließ ihn und in der Nacht ging ein Bote nach dem andern aus seiner Wohnung ab. Toussaint Breda wollte einen andern Weg gehen und er bereitete alles entschlossen und klug vor.

Längst galt er im Heere alles, während man Jean Francois verachtete. Toussaints Name war gefeiert. Wer Klagen hatte, kam zu ihm. Er war der Fürsprecher, der Beschützer und Freund der Unterdrückten. Alle umfaßten ihn mit Liebe und Ehrfurcht. Er strafte und belohnte mit Gerechtigkeit und Weisheit und sein Ausspruch schlichtete allen Streit und versöhnte alle Parteien. Er tröstete die Kranken und Betrübten, er war fröhlich mit den Fröhlichen. Seine Weisheit wurde bewundert und seine Güte. Begeisterte Blicke, Freudengeschrei und Gebet folgte ihm, wo er sich zeigte. Toussaint hatte beschlossen, zu den Franzosen überzugehen, mehrere seiner vertrautesten Freunde mit ihm; er wußte, daß ihm die Neger folgen würden und er führte kühn seinen Entschluß aus.

Neuntes Kapitel.

Toussaint l'Ouverture vereinigt sich mit dem Heere Frankreichs.

Zwei Tage später ritt ein Mann auf einem weißen Roß in ein düsteres Thal. Ihm folgten sechs vertraute berittene Neger, denen er auf den Anhöhen Plätze anwieß, um die höher liegende Umgegend zu bewachen. Er allein verfolgte dann seinen Weg in die enge Schlucht

und nachdem er einen freien Platz erreicht hatte, sprang er vom Pferde und band dasselbe an einen Baum. Es war Toussaint und hier erwartete er Botschaft vom französischen Generalgouverneur.

Die Nacht brach an. Toussaint machte unter dem Baume Feuer an und harrte des Boten. Es war still in der einsamen Schlucht; nur das Rauschen der Bäume war zu vernehmen.

So stand Toussaint fast zwei Stunden, versunken in tiefe Gedanken. Nur zuweilen bückte er sich, um einiges Reisig zum Feuer zu legen.

Plötzlich vernahm er in der Ferne Pferdegetrapp. Bald kam aus der Tiefe des Thales ein Reiter in der Uniform eines französischen Husaren. Toussaint rief ihn an und der Fremde antwortete mit dem Losungswort: **Dieu donné la France!**

Freudig entgegnete der Neger: »Und schütze Frankreichs schwarze Bürger! Gott sei gelobt, daß Sie kommen. Wo ist der Adjutant, den mir General de la Veaux zu senden versprach?«

Der Offizier grüßte ehrerbietig. »Sogleich, mein General, wird er erscheinen. Die Vorsicht gebot ihm, zurückzubleiben. Ich eile, ihn von Ihrer Anwesenheit zu benachrichtigen.«

Mit diesen Worten steckte er die Pistole in die Halfter, wendete sein Roß und sprengte davon. Einen Augenblick nachher erschienen vier französische Offiziere,

begleitet von einem Detaschement von Husaren, die im Hintergrunde der Schlucht hielten.

Toussaint erwartete sie unter dem Banme. Er zog den Hut und grüßte würdevoll, als die Abgesandten mit militärischer Ehrenbezeugung sich vor ihn stellten.

»Ist alles bereit?« fragte Toussaint mit voller, fester Stimme.

»Alles, mein General,« entgegnete der Adjutant. Hier ist das Schreiben des Generalgouverneurs und hier sind die näheren Bestimmungen meines Vorgesetzten, des Generals und Bürgers de la Veaux.«

»Geben Sie, Bürger, rief Toussaint, indem er voll Freude nach den beiden Schreiben griff. Dann kniete er nieder, öffnete sie und las aufmerksam und mit sichtbarer Rührung. Die Offiziere standen stumm und mit entblößtem Haupte um das Feuer.

Jetzt erhob sich Toussaint. Sein Auge strahlte, Thränen glänzten in demselben.

»So ist es also der feste Wille des Generalgouverneurs, uns allen völlig gleiche Rechte mit den weißen Bürgern Frankreichs zu bewilligen und die Offiziere und Soldaten des Heeres im Rang zu lassen, den sie bekleiden?«

»Ja, mein General, ich verbürge mich mit meinem Leben und meiner Ehre« rief ein ältlicher Offizier, der dicht mit dem Mantel verhüllt war.

»Wer sind Sie, mein Bürger?« fragte Toussaint,

dem der gebietende Blick des Mannes und die Entschiedenheit, mit der er sprach, gefielen.

Der Fremde warf den Mantel zurück und — vor Toussaint stand ein Mann in der prachtvollen Uniform der französischen Generalität.

»Ich bin La Veaux, General Toussaint und ich segne die Stunde, in welcher ich so glücklich bin, Sie kennen zu lernen, »rief er mit bewegter Stimme. An mein Herz, Bürger Toussaint, mein Freund, mein Bruder!«

Ueberwältigt von stürmischen Gefühlen, sanken sich beide Männer an die Brust. Die Offiziere waren Zeugen dieser Scene und die Gewalt dieses Augenblicks war so groß, daß sie ihre Thränen nicht zurückhalten konnten.

Toussaint riß sich endlich los und sprach: »Mein General, eilen Sie jetzt zurück und erwarten Sie mich. Ich gehe, um Ihnen das Negerheer zuzuführen. Ohne Kampf wird es nicht möglich sein, doch — die Vorsehung wird mein Werk gelingen lassen. Es ist alles vorbereitet und ich hoffe, noch vor der Morgendämmerung bei Ihnen zu sein. Dann wollen wir vereint alle Feinde Frankreichs vernichten und bald wird der Frieden und die Ruhe die matten Kämpfer lohnen.«

Nach einem innigen Abschiede verließ de la Veaux mit seinen Begleitern das Thal. Auch Toussaint kehrte zurück und erreichte unbemerkt und wohlbehalten das spanische Lager.

Seine Familie bewohnte hier ein auf einem Hügel gelegenes Haus und er traf die Versammelten beim Abendmahle. Toussaint überblickte sie und da er diejenigen fand, welche er hieher bestellt hatte, so sprach er zu Dessalines und den übrigen Offizieren:

»Jetzt meine Freunde, Entschlossenheit und Vorsicht. Alles ist bereit! An die Spitze Eurer Truppen. Die Colonne von viertausend Mann, welche ich kommandire, bewegt sich in diesem Augenblick der Grenze zu. Du, Dessalines, vereinigst Dich mit uns und die achthundert schwarzen Jäger werden Dir folgen.«

Die schwarzen Offiziere ergriffen ihre Hüte und Waffen und stürzten hinaus. Toussaints Gattin und ihre Nichten standen voll Erstaunen und Schrecken. Er lächelte und sprach:

»Unser Mahl ist zu Ende; die nöthigen Pferde und Maulthiere hat Jallo bereit gehalten. Sie erwarten Euch; in zehn Minuten müssen wir auf dem Wege sein.«

Diese letzten Worte brachten eine noch größere Bewegung unter den Damen hervor. Sie waren geneigt, das Ganze für Scherz zu halten. Nur Toussaints Gattin sah ihm den vollen Ernst an und bat, doch erst das Nöthigste packen zu dürfen.

»Nichts, gar nichts von Allem soll mitgenommen werden. Laß alles, wie es ist; lösche kein Licht, schließe keine Thüre, sie müssen drüben glauben, wir säßen hier ruhig beim Mahle und ließen es uns wohl sein.«

Noch zögerten die Damen, aber Touſſaint drängte und ſo fügten ſie ſich denn ängſtlich und widerſtrebend in die Nothwendigkeit, gingen hinab und beſtiegen die Maulthiere jammernd. Touſſaint blieb unter der Thüre ſtehen und ſagte:

»Kein Wort, kein Laut; nichts iſt in dieſer Nacht gefährlicher, als eine ſchwatzhafte Zunge. Euer Leben hängt von Euerm Schweigen ab.«

Dieſe mit tiefem Ernſt geſprochenen Worte reichten hin, um alle verſtummen zu machen. Der Zug ſetzte ſich in Bewegung und eine kleine Abtheilung Bewaffneter, den treuen Diener Touſſaints, Mars Plaiſir an der Spitze, ſchloß ſich an. Ohne einen Laut ging es eilig die Höhen hinab und unten ſtieß man auf eine Kolonne von ſchweigenden Geſtalten. Es war Deſſalines mit ſeiner wilden Schaar.

In dem Augenblick, wo man ſie erreichte, erſcholl ein Waffenlärm, ein Rufen mehrerer Stimmen, der raſche Tritt einer geſchloſſenen Maſſe und das Stampfen und Schnauben von Pferden, die ſich vom entgegengeſetzten Ende des Thales zu nahen ſchienen.

Touſſaint, der jetzt die Seinen erreicht hatte, murmelte betroffen:

»Was iſt das? Ein Verrath! Zur Erde meine Brüder.«

Die Schaar, die ihn umgab, folgte ſogleich dem Befehle, und legte ſich auf den Boden nieder. Die zu

Pferde hielten schweigend und hörten ängstlich den Lärm an, der sich vor ihnen erhob. Die gewöhnlichen Anrufungen durch Wachen erfolgten; die beiden verschiedenen Abtheilungen waren zusammengetroffen; Dessalines stand an der Spitze der Seinigen.

»Wer da?« rief der Vorposten der Jäger.

»Spanier!« rief ein Mann laut durch die Nacht. Toussaint kannte die Stimme. Es war ein alter Obrist.

»Wer seid Ihr?« rief er laut. »Warum seid Ihr bei Nacht hier? Wer befehligt Euch?«

»Dessalines! rief die rauhe Stimme dieses Anführers. »Was wollt Ihr in Limbé?«

»Hier ist Macaya, erwiederte der Spanier näher heanreitend. »Gut, daß wir Euch treffen, Dassalines, wir haben den eiligsten Auftrag für Euch von Marquis Jean Francois und Don Alonso, die Euch und General Toussaint eiligst sprechen wollen, um —

In diesem Augenblick wurde die Rede unterbrochen; ein lauter Schrei nach Hilfe, ein Fall erfolgte und dann hörte man Dessalines rufen:

»Haut sie nieder! nieder mit all diesen spanischen Hunden!«

Ein schreckliches Getümmel erfolgte, und obwohl kaum einige Schüsse fielen und selbst das sonst so wilde Angriffsgeschrei der Neger unterblieb, hörte doch jeder, daß ein mörderisches Gefecht statt hatte. Die Spanier

waren überrascht, getrennt, umringt und fielen fast wehrlos unter den Streichen ihrer Bundesgenossen. Toussaint rief den Seinen zu, seitwärts gegen die Berge hin ihren Weg zu nehmen. Diese setzten sich in Bewegung; die kleine Schutzwache der treuen Aradas umringte und leitete die Maulthiere, auf denen die Frauen saßen, und bald ging es über das Hügelland hin, denn selbst die klugen vom Gewehrfeuer erschreckten Thiere wurden durch den richtigen Instinkt getrieben, einen Ort zu fliehen, wo ihr Leben bedroht war.

Bald befanden sie sich ferne vom Orte des Kampfes, im Schooß der Berge und jetzt befahl Toussaint den Wachen, die Füße der Maulthiere zu umbinden, damit der Tritt ihrer Hufe auf dem felsigen Boden nicht zu hören sei. Zugleich ermahnte er alle, jeden Laut zu vermeiden und selbst bei der drohendsten Gefahr sich nicht selbst zu verrathen.

»Haben wir denn jetzt noch Gefahren zu befürchten?« fragte Toussaints Gattin.

»Dort hinauf müsset ihr,« entgegnete Toussaint auf die Felsen zeigend. »Wie leicht strauchelt eines der Thiere und ein Schrei des erschrockenen Reiters, ein Laut, ein Schnauben kann uns den spanischen Wachen verrathen.«

Während er sprach, hatten die Neger den Maulthieren Beutel von Bastgeflecht über die Füße gezogen, die besonders dazu bestimmt und bereitet waren. Das

spanische Maulthier der Berge ist ein kluges, vorsichtiges und treues Geschöpf. Es tritt nur dann auf, wenn es an gefährlicher Stelle mit dem Vorderfuß den Stein, der vor ihm liegt, untersucht hat, ob er auch fest und sicher liegt und unter dem Huf nicht weichen kann. Dann setzt es an engen Stellen Fuß vor Fuß und wendet den Kopf seitwärts gegen die steile Felswand. Sicher bringt es seinen Reiter hinauf auf die Höhe des Gebirgs. Es ist gut, an den gefährlichsten Stellen das Thier allein und ohne daß man es lenkt, klettern zu lassen. Deßhalb schließt auch der Reiter in solchen Augenblicken das Auge, um den Schwindel und die Angst beim Anblick der Abgründe zu vermeiden und überläßt sich getrost seinem Thiere, das langsam und mit äußerster Vorsicht hinaufschreitet.

»Jetzt gehabt Euch wohl,« rief Toussaint, Mars Plaisir und meine Arradas werden Euch sicher an den Ort bringen, wo wir uns wieder sehen. Ich muß hinab, um meine Colonne in dieser Nacht zu führen. Schweigt, dann geht alles glücklich.«

Wie ein Schatten verschwand er in der Nacht. Wir wollen nun dem Marsche der Frauen folgen, die durch das Gebirg auf einem mit den Vorposten der Spanier besetzten heimlichen und nicht gefahrlosen Weg nach dem französischen Gebiete zogen.

Im Gefunkel der Sterne, die immer heller aus dem Bergdufte traten, ging es unter dem Schirm einer

Waldleiste den Felsen hinan. Bald aber hörte dieser Schutz auf und die Thiere bewegten sich mit ihren Reitern in einer langen Linie zwischen zwei hohen Felsengipfeln hin. Oben sahen sie Licht auf beiden Seiten. Es waren spanische Blockhäuser, die eine Strasse bewachten, welche sich von hier aus in die Ebene zum Meere hinabsenkte. Sie durchkreuzten den Weg und eben so vorsichtig leise zogen sie einen nackten jähen Felsen hinan. Plötzlich stand Mars Plaisir, der den Zug führte, stille, und betrachtete einen schwarzen Punkt, der beweglich hin- und herschwankte. Jetzt hielten alle und in diesem Augenblick hörte man auch das Klirren eines Gewehres, und die tiefen Töne einer Stimme, die ein Liedchen vor sich hin brummte. Gleich darauf aber schwieg die Wache und schrie mit dem spanischen Anrufe:

»Quien va allée?! — Alto ahi!« (Wer kommt da?! Steht!)

Der ganze stille Zug stand in der That. Nur einer der Arradas warf sich leise zu Boden und verschwand langsam kriechend in der Nacht.

»Quien va allée?! wiederholte die Schildwache indem sie ein paar Schritte näher trat, und das Gewehr feuerfertig machte. Deutlich hörte man das Krachen des Hahnes, den der Soldat spannte. Jetzt legte er an, um nach dem Zuge zu feuern.

In diesem Augenblick stieß der Spanier einen tiefen

Seufzer aus; das Gewehr stürzte klirrend in den Abgrund neben ihm, er wankte einen Augenblick und dann rollte er langsam über den Abhang hin und fiel, ohne weiter einen Laut von sich zu geben, hinab in die Schlucht.

Plötzlich kam der Arrada wieder heran und flüsterte Mars Plaisir einige Worte zu, worauf dieser den Weg fortsetzte.

Diese ganze Scene trug sich so schnell zu und mit so wenig Geräusch, daß die erschreckten Frauen erst, nachdem sie eine weite Strecke zurückgelegt hatten, völlig den schauderhaften Zusammenhang begriffen.

»Mars Plaisir, sprach Toussaints Gattin leise, was ist aus der Wache geworden?«

»Er ist todt!« entgegnete der Diener, indem er auf den Abgrund zeigte, »der Arrada hat ihn erdolcht und hinabgestürzt.«

»O Gott, mußte denn diese grausame That geschehen!« rief die ängstliche Frau, konnten wir nicht einen andern Weg einschlagen?«

»Entweder er, oder wir, Madame. Hier blieb keine Wahl,« entgegnete der treue Diener. »Wenn der Arrada die Wache nicht aus dem Wege geräumt hätte, so brannte der Soldat im nächsten Augenblick sein Gewehr auf uns ab. Droben, — bei diesen Worten zeigte der Neger auf die beleuchteten Kuppen der Felsen — droben liegt eine Compagnie Spanier; da ist eine Batterie er-

richtet und dem Schusse der Wache würde der Donner der Lärmkanone gefolgt sein. Alles wäre wach geworden und man hätte uns entweder getödtet, oder gefangen genommen.«

»Aber der arme Mensch! Er sang ein fröhliches Liedchen und dachte an keine Gefahr! Ach und jetzt liegt er ermordet im Abgrunde. Welch' ein schreckliches Loos!« rief Toussaints Gattin voll Mitleid und Abscheu.

»Das ist der Krieg, Madame!« sprach Mars Plaisir kalt. »Doch jetzt stille, bis wir an ihnen vorbei sind, damit nicht noch mehr Blut unnütz vergossen wird.«

Schnell und vorsichtig wurden die Maulthiere mit ihren zitternden aber schweigenden Reiterinnen über den Felsengrund geleitet und nun ging es jäh hinab in eine schwarze finstere Schlucht, wo ein einziger Fehltritt der Thiere diese unfehlbar zerschmettert haben würde. Glücklicherweise bildete jedoch der Felsen keine glatte Fläche, sondern eine Reihe von Schichtungen und Geschieben die tafelförmig auflagen, wie lange unregelmäßige Stufen, und bald rollte auch ein kleines Bergwasser darüber hin, das den röthlichen Lehm und Schutt der Insel reichlich mit sich führte, auf welchem die Thiere festeren Fuß fassen konnten. Je tiefer man kam, desto finsterer und schauriger ward die Schlucht, aber auch um so sicherer das Gelingen des Wagestücks. Noch zweimal sah man spanische Wachen auf den Höhen im hellen Lichte des aufgehenden Mondes, doch Mars Plaisir spottete ihrer

und schrie ihnen laut einen guten Abend zu. Der Ton stieg dumpf aus der brausenden Schlucht hinauf und die Wächter mochten ihn eher für das Werk boshafter Teufel halten, als für eine menschliche Stimme. Tiefer, als hundert Fuß lief der Spalt zwischen senkrechten Wänden hin. Die kleinen Bergwasser stürzten alle hinein und füllten ihn aus, halb entwurzelte Bäume hingen darüber, unten lag eine Nacht voll Schrecken und oben strahlte das helle Licht des Mondes auf die hohen Kronen der Waldriesen. Wer hätte ahnen können, daß eine kleine Anzahl flüchtender Frauen und ihre Begleiter hier einen Weg in das Land des Feindes suchten? Wenige Trümmer, von den niederhängenden Felsen abgelöst, hätten hingereicht, Alle zu begraben. Aber muthig ging es weiter durch das schäumende Wasser, bis man einen Punkt erreichte, wo es leichter war, die Höhe zu erklimmen. Hier, von aller Gefahr befreit, erklärte Mars Plaisir fröhlich, daß man jetzt nur wenige Höhen noch zu erklimmen hätte, um in die Ebene des Nordens hinabzusehen. Eine kurze Frist reichte zur Erholung hin und rasch ging es auf das Ziel los. Der Wald mit seinen mondglänzenden Stämmen flog vorüber, und endlich öffnete sich der Blick, gerade, als der erste, grauröthliche Schimmer die östlichen Säume färbte, und in den erbleichenden Mondstrahlen die Haufen der Neger sichtbar wurden, welche aus den fernen, höheren Bergen hervorbrachen. Drei hinter-

einander fallende Schüsse wurden von den Arradas erwiedert und rasch durchjagten jetzt die Reiterinnen die Ebene, in deren Mitte Toussaint Breda sie an der Spitze seines Schlachthaufens schon erwartete. Ein dunkler, weitflatternder Mantel umhüllte ihn und sein milchweißes Roß.

Da ging die Sonne auf und ihr erster Strahl blitzte auf eine große dreifarbige Fahne, welche mitten in der dichten Negerschaar enthüllt wurde. Der Wind trieb das große glänzende Panier weit durch die Luft. Da versammelten sich alle Anführer der Neger um Toussaint, der begeistert die Hände nach dem Panier der Freiheit und des Ruhms ausstreckte und mit lauter Stimme rief:

»Vive la France! Vive la Revolution! Vive la Liberté!«

Ein unaussprechlicher Jubel brach aus und viele tausend rauhe kräftige Stimmen hallten diesen freudigen Ruf nach. — Als sich das Geschrei legte, sendete Toussaint einige Offiziere ab, um den General la Veaux von seiner Ankunft zu benachrichtigen. Aber bald kehrten diese in Begleitung des ganzen französischen Generalstabes zurück. Schnell ließ Toussaint die Seinen sich aufstellen um den Befehlshaber der Franzosen mit allen militärischen Ehren, die ihm gebührten, zu empfangen. Als la Veaux nahte, wirbelten die Trommeln und ein tausendstimmiges Vivat empfing ihn.

Da zog der alte berühmte Krieger den Hut und begrüßte die Tausende, die ihm Toussaint zuführte achtungsvoll. Dann sprang er vom Pferde und ging Toussaint entgegen, der gleichfalls abgestiegen war und sprach:

»So gewiß, mein General, als diese Farben unserer Fahne der Freiheit allen Menschen voranwehen sollen, so gewiß werden Sie groß und glücklich, und ein Erlöser und Erretter Ihres Volkes gepriesen werden und Ihr Name, ein Sinnbild aller Menschentugend, unverlöschlich in den Tafeln der Geschichte glänzen!«

Er konnte vor Freude und Rührung nicht weiter sprechen. Stumm sank er in Toussaints Arme und erst nach einigen Augenblicken sagte dieser:

»Diese heilige Freiheit wird immer meine Führerin sein, ich will sie ewig lieben! Aber sollte ich jemals vergessen, daß ich ihr erster Sohn bin, so möge mich der geringste meiner Brüder daran mahnen, mich zurückrufen, und ich werde willig der wahren Tugend folgen!«

La Veaux umarmte ihn nochmals und dann alle Anführer der Neger nach der Reihe. Dann sprach er:

»Jetzt, mein General, lassen Sie uns aufbrechen, denn Ihre weißen Brüder, die Franzosen, sehnen sich nach so großen Leiden diesen schönen Augenblick der Versöhnung mit ihren schwarzen Brüdern zu feiern. Ich eile Ihnen voran, um alles auf Ihre Ankunft vorzubereiten.«

La Veaux sprengte blos von einem Adjutanten begleitet davon, während die Neger sich in Marsch setzten und die französischen Generale und Adjutanten sich mit den Anführern der Neger an die Spitze der Colonnen stellten. Unter hellem Trommelschlag und mit wehenden dreifarbigen Fahnen ging es dem französischen Lager zu.

Hier war la Veaux schon angelangt, und als sich die frohe Nachricht nun verbreitete, daß viele tausend Neger aus den Bergen gekommen wären, in Freundschaft und Frieden, daß sie streiten wollten für Freiheit und Republik als französische Bürger, und Spanier und Engländer verjagen helfen: da erwachte das leichtentzündliche Blut. Der Taumel der Begeisterung und die glühenden Freiheitsideen ergriffen Jung und Alt, Vornehme und Geringe. Man brach frische Palmenzweige und Rosen und Jasmin, die in die Läufe der Flinten gesteckt wurden. Das Freudengeschrei und mehr noch die Thränen auf allen Gesichtern zeugten von dem tief empfundenen Gedanken an die gerettete Majestät des Vaterlandes. Diese tapfern Krieger, welche seit Monaten für dessen Ruhm kämpften, und dabei den eigenen unsterblichen errungen hatten; sie die ohne Schuhe und Kleider, ohne Brod, und selbst, seit Wochen schon, ohne Flintensteine und Pulver, nicht verzagt, sondern freudig geschworen hatten, zu sterben, streckten nun, wo die Rettungssonne aufging, weinend die Arme aus und wußten nichts zu sagen, als das Eine: Es lebe das Vater-

land!« — Vergessen war der Hunger, der auf den abgezehrten Gesichtern lag, vergessen die dumpfe Gewißheit des Todes, der noch vor wenigen Augenblicken seine Sichel über alle diese Opfer des Elends schwang. Sie umklammerten die Hände ihres Vaters de la Veaux, die Knie ihrer alten Offiziere, und stürzten dem General nach und den Musikchören, welche ohne Befehl die Freiheitshymne zu spielen begannen. —

Die Neger zogen unterdeß, von Toussaint und dem vereinigten Neger- und französischen Generalstab angeführt, heran und erblickten mit Bestürzung die Massen der weißen Soldaten, welche gegen sie anrückten. Aber bald gewahrte man die grünen Friedenszweige, die Rosen und Blumen und das laute tausendstimmige Geschrei: »Willkommen, Brüder, willkommen, Bürger der Freiheit! Willkommen, Franzosen! Die Reihen waren schnell durchbrochen, Neger und Weiße sanken sich in die Arme und küßten sich schreiend und weinend und Liebesworte stammelnd. Die armen Schwarzen, so lange entwöhnt, in den Franzosen Freunde zu erkennen, aber dankbar für diese Liebe der weißen Männer, plünderten ihre ärmliche Nacktheit, wie sie konnten, um Liebeszeichen zu verschenken, und die weißen Söhne der Republik vergalten diese Geschenke durch andere, welche, so gering sie auch in ihren Augen sein mochten, wie Knöpfe, kleine Messer, alte Kleidungsstücke und selbst das unbrauchbarste Fleckchen Leder, doch bei ihren schwarzen Waffen-

brüdern einen Werth fanden, der gewöhnlich ein gellendes Freudengeschrei und Zeichen der ausgelassensten Dankbarkeit zur Folge hatte. Viele mußten zurückgehalten werden, damit sie ihren Wohlthätern nicht die Füße küßten. Andere sah man niederknieen und betheuern, daß sie die unterthänigen Diener und Knechte ihrer Freunde aus dem großen Lande Republik seien. Schwüre wurden mit Begeisterung gethan, daß es gar nicht wahr sei, was die Spanier und ihre schwarzen Brüder sagten, daß der Teufel nämlich, der Vater aller dieser fürchterlichen Wesen, aus dem Republikanerlande wäre, die lange Krallen an den Händen hätten, oft sich von Menschenfleisch nährten und entsetzlich stänken.

Bald war auch das Lager der Schauplatz eines Festtages der neuen Brüderschaft. Der Obergeneral ließ die spärlichen Vorrathskammern öffnen, die kleinen Brodportionen verdoppeln, die letzten Stücke Vieh schlachten, Zitronen, Bananen, Reis, Rum und Wein wurde so reichlich, als möglich, gespendet, und nun regten sich Wirthe und Gäste. Alle waren voll Freude und junger Hoffnung. Es sammelten sich auch aus der Umgegend viele verlaufene und hoffnungslose Menschen, denen der Lebensfunke neu angeregt wurde. Mischlinge von aller Farbe, der Troß der Weiber und die Reste jener stolzen Bewohner, die es ehemals als eine schreckliche Beleidigung geahndet haben würden, hätte Jemand ihnen zugemuthet, einen Augenblick in dieser verachteten

Gesellschaft zu sein. Alle kamen sie aus Port de Pair herbei, wo sich eine zitternde, kranke und abgemagerte Menge als in dem letzten Asyl zusammengedrängt hatte. — Man sah darunter mehrere, die einmal große Herren in prachtvollen Kleidern gewesen waren und nichts mit ihren Sclaven gesprochen hatten, als die schrecklichen Worte: Spannt die Schurken in die Schwebe und fünfzig Hiebe! oder: Legt Kugelketten an seine Füße! oder andere verhängnißvolle Bluturtheile. Nun standen sie mit gierigen Blicken an den Feuern, wo die Speisen kochten, welche sie sonst wohl kaum für ihre Hunde gut genug hielten, und baten leise um die Erlaubniß, ein klein wenig miteſſen zu dürfen, weil sie viele Tage schon keinen warmen Bissen in den Mund gebracht hätten. Einige trafen auch ihre ehemaligen Sclaven wieder, und die Geschichtsschreiber wissen es als einen Beweis der gutmüthigen Natur dieser schwarzen, unwissenden Menschen zu rühmen, daß sie, statt des Elendes ihrer Tyrannen zu spotten, Thränen über deren jämmerlichen Anblick weinten und mit ihnen theilten, was sie besaßen. Ueberhaupt erwachte jetzt die afrikanische Leidenschaft nur, wenn in der Schlacht das Blut sich erhitzte, denn die allgemeine Raserei des Aufruhrs war vorüber.

Im Laufe desselben Tages zeigten sich auch schon die Spuren des Abfalls eines Mannes, der von diesem Augenblicke an das Schicksal der Colonie in seiner Hand hielt. Von den Bergen strömten die Neger in Schaaren

herunter und vergebens suchten die Spanier und ihr Schützling Jean Francois die Grenzen zu sichern. Ganze Haufen schafften sich gewaltsam einen Weg, der über Leichen ging und schon am Abend waren zehntausend Neger für Frankreich. Nach wenigen Augenblicken hatte sich Toussaints Ausspruch vollkommen bestätigt. Mehr als Hundert Tausend Neger standen unter seinem Befehl, bereit auf Leben und Tod jede seiner Unternehmungen auszuführen. Unter solchen Aussichten begann der Krieg gegen die Spanier und Engländer.

Toussaint fühlte, welche Hoffnungen das Vaterland und seine Brüder auf ihn setzten und er schwur, alle seine Kraft daran zu wenden, sie mit Gottes Hilfe zu erfüllen. Jetzt warf er alle Erinnerungen an eine schmachvolle Vergangenheit voll Leiden und Knechtschaft stolz von sich. Selbst den Namen, der ihn und Andere beständig an jene böse Zeit erinnerte, legte er öffentlich ab. Von nun an wurde er unter dem neuen bezeichnenden und ehrenvollen Namen:

Toussaint l'Ouverture

geachtet und von den Feinden gefürchtet!

Eilftes Kapitel.

Toussaint besiegt die Engländer und Spanier, erobert das Gebiet derselben und wird Obergeneral von St. Domingo. Toussaint und Napoleon Buonaparte. Toussaints segensvolle Thätigkeit. Borels Mordversuch und sein Ende.

Frankreich, in welchem dazumal der nachherige Kaiser Napoleon Buonaparte als Direktor im Verein mit zwei andern Männern die Regierung leitete, bewieß sich gegen Toussaint nicht undankbar. Der große Neger hatte bald den neben ihm fechtenden französischen Generalen gelehrt, wie man in Domingo und namentlich mit Negern Krieg führen müsse und die Franzosen, denen die schwarzen Soldaten nie willig und eifrig gehorchten, unterwarfen sich halb freiwillig, halb gezwungen dem Genius des großen Mannes. Eine Festung, eine Stadt nach der andern ergab sich. Schlachten wurden geschlagen, Cidatellen durch Stürme eingenommen, das Gebirg, das Flachland — alles wurde erobert und die Heere der Engländer und Spanier wichen hoffnungslos dem Andrang der Neger, die mit Begeisterung für die Freiheit und für ihren großen Anführer stritten. Das ganze spanische Gebiet wurde erobert, die Engländer wurden verjagt und nach Verlauf weniger Jahre war die ganze Insel St. Domingo in Toussaints

Gewalt. Nur der Süden war noch von Rigaud und den Mulatten besetzt, die dort mit unwandelbarer Treue für das Interesse der französischen Republik, aber mit abwechselndem Glück gefochten hatten.

Als Napoleon jedoch erkannte, zu welcher Macht und zu welchem Ansehen Toussaint l'Ouverture gelangt war, fürchtete er, daß der Neger dieselbe zu seinem Vortheile mißbrauchen könnte. Toussaint hatte, wie jeder geniale Mensch, der sich durch seine großen Eigenschaften aus dem Staube emporschwingt, Feinde, die ihn grimmig haßten. Diese Menschen suchten alles, was er that, zu verkleinern, sie bemühten sich, ihm durch Hindernisse, welche sie ihm in den Weg zu legen suchten, wehe zu thun; sie waren erfindungsreich und boshaft genug, um das Gelingen seiner großen Entwürfe zu hindern; sie verläumdeten ihn; sie errangen sich in Frankreich Einfluß, stellten dort alles, was Toussaint that, in einem falschen Lichte dar und — Napoleon, ohnehin neidisch auf den Ruhm des Mannes, der für Frankreich die große Colonie gerettet hatte, dachte kleinlich genug, um Toussaint zu hassen und ihm den Untergang zu bereiten.

Alles das wußte Toussaint. Es kränkte ihn, mit Undank belohnt zu werden; er kannte seine Feinde — aber er that, als ob er sie nicht bemerke. Unerschüttert ging er seinen Weg. Domingo war in seiner Hand; es war eine Wüste geworden; aber auf seinen Befehl

verwandelten sich die verheerten Gefilde in blühende Fluren. Ohne auf den Unterschied der Farbe oder der politschen Denkungsweise zu achten, war ihm jeder geschickte, tüchtige und brauchbare Mann willkommen und fand in Domingo passende Anstellung. Die Neger mußten arbeiten, aber sie wurden dafür bezahlt, besser, als die Taglöhner in Europa. Es wurde das ganze Land in Kreise, diese in Distrikte und diese wieder in kleinere Abtheilungen getheilt. Man baute Dörfer, Wohnungen, Mühlen, Fabriken. Dann Zucker, Kaffee, Reis, Tabak, alle nur erdenklichen Lebensmittel und Colonialwaaren und die Felder lieferten unaussprechlich reiche Erndten. Da bevölkerte sich das Land, die Neger fingen an, das Glück des freien Eigenthums zu fühlen; sie gewöhnten sich an das geregelte Leben fleißiger Arbeiter und eine bessere Zeit kehrte in Domingo ein. Gegen träge Vagabunden, oder gegen Menschen, die gegen die Gesetze frevelten, handelte Toussaint mit eiserner Strenge. Seine rechte Hand war Dessalines. Dieser fürchterliche Mann übte eine Polizei in Domingo, die sich mit der besten europäischen vergleichen durfte. Toussaint selbst war unermüdet thätig. Er flog von einem Ende der Insel zum andern, half, belehrte, ermunterte, drohte, strafte, wo und wie es nöthig war und überraschend schnell zeigten sich die Folgen seiner segnenden Thätigkeit.

Schiffe belebten die Häfen und Rheden. Ein neuer, ausgebreiteter Handel fing an, Gold und Schätze nach Domingo zu führen. Das Innere der Insel wurde von Strassen durchzogen, die von den müssigen Soldaten gebaut werden mußten. Eine ungeheuere Regsamkeit belebte jetzt die Fluren dieses schönen Landes und die Seele all' dieser Thätigkeit war Toussaint.

Die Nachrichten von dieser schönen Veränderung verbreiteten sich im Mutterlande. Man fühlte, welche Verdienste Toussaint sich durch seine wohlthätigen Einrichtungen und durch sein energisches Handeln erwarb und man hätte nur gewünscht, daß er nach den Vorschriften handeln möchte, die man ihm ertheilte, oder nach dem Willen der Commissäre, die man ihm zusendete. Das that Toussaint aber nicht und er konnte und durfte es nicht thun. Man beurtheilte in Frankreich den Stand der Dinge falsch und die Vorschriften, welche man Toussaint ertheilte, waren entweder unpassend, oder würden zum Verderben des Landes gereicht haben. Die Commissäre, welche aus Frankreich kamen, verstanden nichts von der Regierung der Colonie, von der Behandlung der Neger. Toussaint ertheilte ihnen gerne seinen Rath, aber sie verachteten denselben hochmüthig. Dann trafen sie die verkehrtesten Anordnungen, die ganz dem entgegengesetzt waren, was Toussaint mit weisem bedächtigem Sinne gethan hatte. Da gab es wilde Scenen. Es folgten Empörungen, die nur durch Waf-

fengewalt oder Blutvergießen unterdrückt werden konnten und am Ende blieb ihnen nichts übrig, als mit Schmach und Vorwürfen beladen nach ihrem Vaterlande zurückzukehren.

Touſſaints Macht befeſtigte ſich inzwiſchen mehr und mehr. Er ſtand allein in Domingo da. Selbſt Rigaud und die Farbigen beugten ſich vor ſeiner Macht und verließen, nachdem ſie völlig überwunden waren, die Inſel. Die Zahl von Touſſaints Feinden vermehrte ſich dadurch, ihr Einfluß wurde größer und je mehr ſich die Macht des Negers in Domingo hob und befeſtigte, deſto tiefer ſank ſein Stern in Frankreich.

Napoleon hatte Touſſaint zum Rang eines Obergenerals und Befehlshabers von St. Domingo erhoben. Touſſaints beide Söhne waren in Frankreich, um dort ihre Bildung zu erhalten. Jetzt erkannte er, daß der Neger zu viele Gewalt beſitze und daß es Zeit ſei, ihn zu ſtürzen. Der Augenblick, wo dieſes geſchehen konnte, nahte heran. England und Frankreich ſchloſſen Frieden und eine große Flotte ſollte nun ein franzöſiſches Heer nach Domingo führen, um die Colonie dem Vaterlande zu ſichern und die Gewalt aus Touſſaints Händen zu nehmen.

Damit jedoch der ſtolze Neger keinen Grund haben möchte, ungehorſam zu ſein, ſo ſendete Napoleon mit der Flotte als Gouverneur von Domingo ſeinen eigenen Schwager Leclerc. Zugleich gingen Touſſaints

Söhne, die ihre Bildung vollendet hatten, mit der Flotte nach Domingo ab, damit der Vater die Falle nicht merken sollte, welche ihm gelegt wurde.

Leclerc hatte mündlich von seinem Schwager den bestimmtesten Befehl erhalten, Toussaint entweder mit Gewalt, oder durch List gefangen zu nehmen und ihn nach Frankreich zu senden. Zugleich war ihm jedoch eingeschärft worden, die äußerste Vorsicht zu gebrauchen, vorerst den Obergeneral mit aller Achtung zu behandeln und ihn behutsam zur Niederlegung seiner Gewalt mit Beibehaltung aller seiner Würden und seines gesammten Eigenthums zu bereden. Unter dem Vorwande, »mit Toussaints Hilfe und Beistand alles weiter zu führen,« sollte Leclerc die Zügel der Regierung in Domingo übernehmen, die Insel beruhigen, die letzten Reste einer unglücklichen Zeit vertilgen und die Freiheit der Bürger ohne Unterschied sichern »Der Generalkapitain Leclerc kommt nicht,« hieß es in dem Schreiben Napoleons an Toussaint »um Ihnen den Platz zu entreißen, den sie so würdig einnehmen. Er will den Ruhm mit Ihnen theilen, die schwarzen Bürger Frankreichs zu beglücken und Sie sollen an seiner Seite stehen, um sein erster Rathgeber, sein Freund, sein Vertrauter zu sein. Er dagegen, soll Ihre Erfahrungen und Ihre Weisheit benützen zum Wohle der Colonie und Sie wie einen Vater ehren. Ich liebe und achte Sie, »schloß Buonaparte, »ich bewundere Ihren Ruhm! Mag das Schicksal Sie

noch lange für Frankreich erhalten. Domingo bedarf Ihrer! Das Vaterland wird nie vergessen, was es Ihnen schuldig ist!«

Toussaint wußte von allem, was in Frankreich geschah. Er schrieb lange vorher Briefe an den ersten Consul, um sich gegen die Verläumdungen seiner Feinde zu rechtfertigen und alles, was bisher auf seine Anordnung in Domingo geschehen war, als nothwendig und ersprießlich für das Heil der Colonie darzustellen. Aber Napoleon hatte beschlossen, ihn zu verderben und beantwortete diese Briefe nicht.

Als nun Toussaint erkannte, daß der erste Consul nicht redlich und aufrichtig gegen ihn handelte, beschloß er noch vor Ankunft der Flotte, für seine eigene Sicherheit und für das Wohl der Colonie zu sorgen, so gut es in seiner Macht stünde. Er hatte Grund genug, besorgt zu sein und war klug genug, um einem Manne, wie Buonaparte, nicht zu trauen.

Daß aber auch in Domingo Feinde lebten, die von seiner Unbezwinglichkeit fest überzeugt waren, und ihn zu verderben wünschten, sollte Toussaint noch vor Ankunft der Flotte erfahren.

Er hatte sich in Port au Prince, einer Stadt im westlichen Theile der Insel, ein prachtvolles Hotel gebaut. Hier wohnte er, wie ein Fürst, ohne Nebenbuhler und auf der Höhe seiner Herrschaft und seines Ruhms entfaltete sich erst recht sein wunderbares Genie. In

ununterbrochener Thätigkeit sah man den seltenen Mann tausend verschiedene Dinge zugleich betreiben, und weil er fast mit zauberhafter Schnelligkeit die ganze Insel durchflog, ungeahndet an den fernsten Punkten erschien und eben so spurlos wieder verschwand, war der Ruf seiner übernatürlichen Künste bei seinem schwarzen Volke immer fester geworden. Hier versammelte sich um ihn ein kleiner Hof, seine Generale und obersten Beamten nebst ihren Gattinnen und Töchtern und hier fand Jeder bei ihm Audienz und Zutritt, der seiner Hilfe oder seines Rathes bedurfte.

Das Bewußtsein der Verdienste, welche er sich um alle Einwohner der Insel erworben hatte und ein natürlicher Muth ließen ihn keine Gefahr, keinen tückischen Mordversuch fürchten, obwohl einmal im Norden der Insel in seinen Wagen geschossen worden war. Täglich ritt er aus, nur von wenigen Begleitern umgeben und Jedermann kannte und verehrte ihn. Es war eine seltsame Figur, der kleine alte Neger, wenn er auf dem großen herrlichen Thiere von spanischem Blut trabte, und doch lag eine ehrfurchtgebietende Hoheit in dem häßlichen Körper. Er trug eine Generalsuniform, die er jedoch nach seinem eigenen Gefallen etwas fantastisch herausgeputzt hatte. Der blaue Rock hatte einen rothen und lang übergeklappten Kragen und rothe Aufschläge. Acht goldene Litzen kreuzten sich auf jedem Arm und auf den Schultern lagen sehr schwere goldene Epaulette. Eine Scharlachweste, und eben solche Pantalons bildeten den

weiteren Theil seiner Bekleidung. Auf dem Kopf hatte er einen runden aufgestutzten Hut mit großer Nationalcocarde und einer weißen Feder. Seine Halbstiefel, mit Goldschnur eingefaßt, und mit goldenen Sporen versehen, gaben seinen von Natur sehr kleinen Füßen eine ungemeine Zierlichkeit, welche vielleicht die einzige Schönheit waren, die er aufzuweisen hatte. Nimmt man zu diesem allen ein sehr langes Schwert mit einem Haukorbe und ein paar vortrefflich gearbeitete Pistolen, die er während seiner Kriege im Gürtel trug, so ist das äußere Bild des berühmten Mannes vollendet. Ein Halstuch von blendender Weiße umschlang den Nacken und fiel gewöhnlich mit den Schleifen weit über die aufgeschlagenen Klappen seines Rockes. Dann und wann machte er sich damit zu thun, indem er aus Gewohnheit die Finger zwischen Hals und Tuch legte und daran rückte und zupfte, und dann streichelte er wohl den Kopf seines schönen Pferdes und freute sich dessen Muthes, oder er rückte im Sattel hin und her, der immer mit einem weichen Daunenkissen überdeckt war, das besonders dazu angefertigt wurde.

Im Hotel zeigte sich Toussaint anders gekleidet. Er trug dort einen engen grauen Rock von leichtem Zeuge und Halstuch, Weste und Beinkleider waren von feinster weißester englischer Lederleinwand. So glich er einem reichen Pflanzer und in diesem Anzug empfieng er Fremde, die zu ihm kamen.

Eine sehr gewöhnliche Erscheinung in Toussaints Zirkeln waren jetzt die ehemaligen Pflanzer der Insel, welche, vertrauend auf die Gerechtigkeit und Mäßigung des Obergenerals, kamen, um ihr Eigenthum, die ihnen durch den Aufstand der Neger entrissenen Grundstücke in Anspruch zu nehmen. Toussaint zeigte sich stets geneigt, was noch ermittelt werden, oder, ohne andere Ansprüche zu verletzen, zurückgegeben werden konnte, den rechtmäßigen Eigenthümern wieder zuzustellen. Er verlangte blos von den Gutsbesitzern eine geregelte und eifrig betriebene Wirthschaft, treue Anhänglichkeit an die Verfassung der Insel, gute Bezahlung der Neger die die Grundstücke bearbeiten mußten. Alles dieses geschah mit dem größten Willen und so diente auch diese Einrichtung des großen Mannes zum Segen des ganzen Landes.

Eines Tages hielt Toussaint große Audienz. Eine Masse von Menschen wartete außen und unter diesen befand sich ein Mann in der Kleidung eines amerikanischen Kaufmannes, der den Obergeneral allein zu sprechen wünschte. Der schwarze Adjutant betrachtete ihn aufmerksam. Der Kaufmann war ein hagerer, düster aussehender Mensch mit irrem Blick. Aber seine Rede, sein ganzes Benehmen war das eines gebildeten, ruhigen Mannes, der in jeder Beziehung sich mit Sicherheit und Anstand bewegte. Er meldete Toussaint das Begehren des Fremden und dieser erhielt die Nachricht,

sich gegen eilf Uhr vor Mitternacht im Vorzimmer einzufinden und melden zu lassen.

Der Tag verstrich und auf denselben folgte ein wunderschöner Abend. Toussaint gab an diesem einer Anzahl der vornehmsten Creolen eine Gesellschaft. Zwei Musikchöre wechselten ab und die Gäste des Obergenerals bewegten sich heiter in den prachtvollen Sälen des Hotels.

Der Herr des Hauses hatte jetzt mit all' seinen Gästen ein freundliches Wort gesprochen und jedem auf artige Weise sein Wohlwollen gezeigt. Da trat Mars Plaisir ein und überreichte ihm ein schmutziges Papier, das ohne Siegel oder Adresse in Briefform zusammen gefaltet war.

»Was soll das?« fragte Toussaint den treuen Diener.

»Es ist ein Mann unten, ein gemeiner Hafenarbeiter, der diesen Brief schrieb, da er nicht glaubte, vorgelassen zu werden und es auch nicht rathsam fand, vor Massa zu erscheinen. Deßhalb blieb er bei der Wache und erwartet, nachdem Massa dieses gelesen, weitere Befehle.«

Toussaint öffnete das Papier. Die Schrift, nur wenige Worte, war fast unleserlich; doch entzifferte er mühsam folgende Sätze:

»Das Leben des Obergenerals ist in Gefahr. Der Ueberbringer kann auf Verlangen genauere Auskunft geben.«

Touſſaint zog die Uhr; es war faſt Eilf. Er ſann einen Augenblick; dann ſprach er zu Mars Plaiſir:

»Führe dieſen Menſchen in mein Schlafgemach und ſage ihm, er möge mich dort erwarten, denn ich habe jetzt noch Jemand eine Audienz zu ertheilen.«

»Der Burſche läßt Euch dringend rathen, vorher mit ihm zu ſprechen,« entgegnete Mars Plaiſir lächelnd. »Er ſagte, es würde zu Eurem Glück dienen, wenn Ihr ſo ſchnell als möglich, ihn vorlaſſen wolltet, denn jeder Aufſchub könne die ſchlimmſten Folgen haben.«

Touſſaint bedachte den räthſelhaften Sinn der Worte und ein dunkles Gefühl rieth ihm, den Mann zu ſprechen. Er entgegnete alſo:

»Wohlan, ich werde im nächſten Augenblick in meinem Schlafgemach ſein; führe ihn dorthin, Mars Plaiſir.«

Jetzt kehrte er in den Saal zurück und weilte dort mit unbefangener Miene, als ob nichts vorgefallen wäre. Dann entfernte er ſich unbemerkt und trat plötzlich durch eine verborgene Thüre in ſein Schlafgemach.

Mitten in dem Zimmer ſah er einen ärmlich auf Matroſenart gekleideten Mann, der den Hut in der Hand hielt und ſeinen Eintritt, der vollkommen geräuſchlos war, nicht zu bemerken ſchien.

Touſſaint betrachtete ihn einen Augenblick; dann erregte er ein Geräuſch, ſo daß der Bootsmann aufmerkſam ſich umſah und ihn bemerkte. Erſtaunt neigte er ſich vor dem Obergeneral.

»Du wünschest mich zu sprechen, mein Bürger?« fragte Toussaint ruhig.

»Ja, Bürgergeneral, in einer sehr wichtigen Angelegenheit;« rief der Bootsmann, sichtlich über dieses herablassende Benehmen erfreut!

»Laß hören;« sprach Toussaint, indem er sich in einen Stuhl warf.

»Ich bin ein Franzose, mein General,« rief der Arbeiter, ich diente auf der Flotte, wurde kriegsgefangen und war drei Jahre in England. Dort lernte ich John Bulls Sprache vollkommen genug, um alles verstehen zu können, was man spricht.«

»Heute Morgen fuhr ich müssig zwischen den fremden Kauffahrern herum, um zu sehen, ob ich nicht einige Sou's verdienen könnte. Da rief mich von einem Jankeresahrzeug ein Mann an und befahl mir, ihn nach der Stadt zu bringen. Ich nahm ihn in's Boot und während ich mit ihm über die Wasser des Hafens ruderte, hielt er in englischer Mundart ein Selbstgespräch, aus dem ich ohngefähr Folgendes entnahm:«

»Borel, jetzt schlägt Deine Stunde! Entweder Er, oder Du. Dieser stolze Sclave soll nicht länger triumphiren! Er vertrieb die Creolen, die Engländer, die Mulatten, die Commissäre der wahnwitzigen Republik. Mit allen gelang es ihm! Ich wollte ihn steigen sehen; aber jetzt — jetzt muß er fallen!«

Als er dieses und vieles Andere, was ich nicht mehr verstand, vor sich hin gemurmelt hatte, betrachtete er mich aufmerksam und mißtrauisch. Doch ich gab kein Zeichen, daß ich seine Reden gehört hätte und so langten wir am Molo an. Hier bemerkte ich, als er seinen Rock fester zumachte, daß er mit Pistolen bewaffnet war, die er sorgfältig zu verbergen suchte. Dann gab er mir Geld, befahl mir, nach Einbruch der Dunkelheit ihn zu erwarten, und verließ mich.«

»Wie sah der Mann aus, mein Bürger?« fragte Toussaint ruhig

»Er war von langer, hagerer Gestalt; sein Gesicht war düster und sein Auge hatte einen eigenthümlich stechenden Blick. Er mochte ohngefähr fünfzig Jahre alt sein und war nach Art der Newyorker Handelsleute gekleidet.«

»Gut, Bürger,« sprach Toussaint, ich werde dich belohnen. Schweig jetzt und komm morgen Abend um dieselbe Zeit . . .«

»General, meine Nachricht ist noch nicht zu Ende;« rief der Bootsmann eifrig.

»So eile, und laß mich das Ende vernehmen,« rief Toussaint ungeduldig.

»Ich war den ganzen Tag im Hafen,« sprach der Arbeiter und sah spät Abend den Kaufmann nochmals erscheinen. Er bestellte mich auf eilf Uhr vor Mitternacht und befahl mir, ein paar tüchtige Gefährten,

auf die er sich verlassen könne, bereit zu halten. Dann verließ er mich.«

»Ich war neugierig zu sehen, wohin dieser Mann gehen würde, warf schnell meinen Mantel über und folgte ihm nach. Unferne Eures Hotels in einer dunkeln Ecke der Strasse, woselbst ich ihn ganz gut, er aber mich nicht bemerken konnte, zog er zwei Pistolen hervor, schüttete frisches Pulver auf die Pfannen und verbarg sie in seinem Kleide. Dann sah er vorsichtig nach allen Seiten und ging nach diesem Palast. Hier sprach er einen Augenblick mit dem wachehaltenden Offizier und wurde sodann eingelassen.«

»Dieses, mein General, veranlaßte mich, durch einen meiner Kameraden, der des Schreibens kundig ist, den Brief, den Ihr erhieltet, aufsetzen zu lassen und mich bei der Wache zu stellen.«

Toussaint hatte während dieser Unterredung kein Zeichen einer besondern Gemüthsbewegung gegeben. Nur als der Bootsmann den Namen »Borel« nannte, zuckte er mit den Händen, als ob er nach dem Schwert greifen wollte. Doch verrieth er ferner durch nichts, daß ihm der Name oder der Stand des Mannes, von dessen verdächtiger Person der Hafenarbeiter redete, näher bekannt wäre.

»Ich danke Dir, mein Bürger,« sprach Toussaint ernst. Es ist sehr möglich, ja mehr als wahrscheinlich, daß Du mir das Leben gerettet hast. Weile jetzt einige

Zeit hier, bis ich Dich rufen lasse. Sieh dann den Mann, den ich Dir vorstellen werde, genau an und sage, ob es derselbe ist, den Du im Boote fuhrst und der jene verbrecherischen Absichten durch seine Worte kund gab. Toussaint l'Ouverture wird Mittel finden, Dich zu belohnen.«

Mit diesen Worten entfernte er sich und ertheilte mehreren seiner Adjutanten geheime Befehle. Die Negeroffiziere entfernten sich, binnen einer Viertelstunde lag ein Kriegsschiff neben dem nordamerikanischen Kauffahrer und bemächtigte sich des Schiffes und der Mannschaft.

In einem Zimmer des Schlosses ward ein Tisch schwarz behängt und eine große Anzahl Stühle für Offiziere um denselben gestellt. Im Hofe des Hotels marschirte ein Commando schwarzer Chasseure, mit geladenen Carabinern auf und im Hintergrunde desselben sah man mehrere finster aussehende dämonische Gestalten, welche ein Grab bereiteten. Niemand wußte, zu welchem Zweck alle diese fürchterlichen Anstalten getroffen wurden.

Während alles dieses geschah, wartete der schon oben erwähnte Mann im Audienzzimmer Toussaints. Mordgedanken bewegten ihn, während aus dem nächsten Flügel des Schlosses die Töne der Musik herüber drangen und heller Glanz der prachtvollen Beleuchtung auf die Strassen und in den angrenzenden Räumen des Palastes sich verbreitete.

Hätte dieser Mensch gewußt, daß er verrathen wäre, er würde gezittert haben vor dem schrecklichen Loos, das seiner wartete.

Das Vorgemach wurde jetzt durch vier schwarze Gardisten besetzt und nun trat ein Offizier in das Gemach, woselbst der Fremde wartete und näherte sich ihm, um ein Gespräch mit ihm zu beginnen. Toussaint hatte ihm genau vorgeschrieben, was er reden und wie er handeln sollte und der Offizier entledigte sich seines Auftrags mit der größten Geschicklichkeit.

»Mein Herr,« redete er den Fremden an, »der Obergeneral benachrichtigt Sie durch mich, daß es ihm unmöglich ist, Ihnen heute Audienz zu ertheilen.«

Als der Fremde dieses vernahm, zuckte ein Strahl wilder Wuth durch sein Gesicht. Der Offizier der dieses sehr wohl bemerkte, fuhr fort:

»Er wünscht jedoch das, was Sie ihm vorzutragen haben, zu kennen und ich bin deßhalb beauftragt, Sie in ein Zimmer zu bringen, woselbst man Ihre Angelegenheit zu Protokoll nehmen wird.«

Der Fremde war bestürzt, doch verlor er die Fassung nicht und entgegnete:

»Ich bin dem Obergeneral dankbar für diese Aufmerksamkeit, aber das, was ich mit ihm sprechen möchte, kann ich ihm nur mündlich und persönlich mittheilen, weßhalb ich auch von dem Anerbieten, das er mir durch Sie machen lässet, keinen Gebrauch machen kann.«

Der Offizier hatte während dieses Gesprächs den Fremden so genau betrachtet, als es ohne die auffallendste Verletzung der Schicklichkeit und des Anstandes und, ohne Verdacht bei ihm zu erregen, geschehen konnte. Der Amerikaner trug falsches Haar, einen zwar sehr geschickt nachgemachten, aber doch sichtlich falschen Bart und seine Persönlichkeit ward durch alles dieses so entstellt, daß Niemand den Marquis Borel in ihm erkannt haben würde.

Als der Offizier diese Bemerkungen gemacht hatte, entfernte er sich und an seiner Stelle erschienen die vier Gardisten, welche ohne viele Umstände den sich heftig sträubenden Borel fest nahmen.

Jetzt hatte man sich seiner versichert und nun trat der Offizier wieder ein und kommandirte: »Marsch!«

Mühsam schleppten die Gardisten den sich ohnmächtig sträubenden Mann nach dem Zimmer, woselbst ihn Toussaint mit einer Anzahl von Offizieren und Civilrichtern in der Amtstracht am schwarzbehangenen Tisch erwartete. Jetzt erschienen die Gardisten mit dem verkappten Borel und auf den Befehl des Obergenerals wurde er gerade vor den mit schwarzem Tuch bedeckten Tisch gestellt. Im Hintergrunde zeigte sich jetzt der von Toussaint reich belohnte Bootsmann, den wir schon kennen und der Abbe la Haye, ein Geistlicher aus der Stadt.

Der Fremde wurde von den Personen am Tische mit Aufmerksamkeit betrachtet und es herrschte einen

Augenblick eine tiefe Stille im Zimmer, während welcher man sehr deutlich die Töne der Musik im angrenzenden Flügel des Palastes vernehmen konnte. Endlich fragte Toussaint, der von der Verkappung des Fremden noch nicht unterrichtet war, aber von dem Bootsmanne erfuhr, daß es der Rechte sei, und mit Erstaunen die ihm ganz unbekannten Züge desselben betrachtete:

»Wer seid Ihr, Bürger?«

Ehe der Fremde noch antworten konnte, trat der Offizier, welcher ihn verhaftet hatte und zugleich mit ihm eingetreten war, zum Obergeneral und flüsterte ihm einige Worte in das Ohr. Toussaint sah rasch nach dem Gefangenen und wiederholte seine Frage.

»Ich bin Bürger der vereinigten Staaten,« rief Borel, und als solcher nicht Euer Unterthan. Deßhalb richte ich an Euch die Frage: Weßhalb werde ich wie ein Verbrecher gefangen genommen und hierher geschleppt?«

»Man kann Bürger eines andern Staates und zugleich ein sehr strafenswürdiger Verbrecher in diesem Lande sein,« erwiederte Toussaint ruhig. »Ihr seid bewaffnet? Weßhalb.«

Borel erstarrte und entgegnete hierauf keine Sylbe. »Durchsucht ihn!« rief Toussaint den Gardisten zu.

Zwei derselben hielten Borel fest; die andern rissen ihm die Kleider auf und fanden die im verborgenen Gürtel steckenden Pistolen. Man untersuchte sie; sie waren scharf geladen.

Die Schlange hat ihren Stachel verloren, doch möchte ich sie in ihrer wahren Gestalt sehen;« rief Toussaint höhnisch. Man sagt, daß diese Amphibien sich häuten. Zieht dieser Viper die falsche Haut ab!«

Jetzt trat der Offizier hinzu und im Augenblick lagen eine Perücke, ein falscher Backenbart und andere Theile der Vermummung Borels am Boden.

Ueberrascht sprang Toussaint auf. Der gehaßte Feind stand vor ihm. Wie der Anblick eines giftigen Gewürms, so wirkte es auf ihn, als er den verbrecherischen Creolen erkannte.

»Wahnsinniger Bösewicht! Weßhalb kommst Du nach Domingo, das längst Dein Andenken begraben hatte? Du wolltest mich morden?« rief der Obergeneral mit Heftigkeit.

Borel sah ihn mit stechendem Blick an; dann entgegnete er voll wilder Bosheit: »Ja, Sclave, ich wollte die Erde von einem Ungeheuer befreien, das jetzt bis zum Bersten sich aufbläht. Deine Macht wuchs, aber jetzt wirst Du stürzen. Ich gönnte den Pariser Narren den Anblick »des Affen mit der Perücke« *) nicht und wollte Dir durch einen raschen Tod von aller Schmach helfen, die Dich jetzt erwartet. So will ich denn noch einen Dienst Dir

*) Gewöhnlicher Schimpfname der Weißen, den sie Toussaint beilegten.

erweisen, schwarzer Spartakus, wie Dich Deine Anbeter nennen. Flüchte, Toussaint! Die Flotte Frankreichs ist Dir näher, als Du wähnst. Glaube mir, diesesmal wirst Du unterliegen und Deine Rolle ist ausgespielt.«

»Die Deinige auch, Borel!« rief Toussaint leise. »Der Neger Toussaint, den Du quältest und verfolgtest, konnte Dir verzeihen; der Obergeneral muß Deinen Mordversuch strafen. Du hast bekannt, mich tödten zu wollen. Dieses Gericht wird Dein Urtheil sprechen.«

Toussaint stand auf und auf seinen Befehl nahm General Christoph seinen Platz ein. In wenigen Augenblicken war alles beendigt und das Gericht verurtheilte Borel zum Tode.

Jetzt trat der Priester heran und wollte sein Amt verrichten. Aber der Bösewicht wieß den frommen Diener Gottes spöttisch ab. Wenige Minuten später krachte eine Salve im Hofe des Hotels und — Borel war nicht mehr!

Zwölftes Kapitel.

Toussaints Ende.

Der Obergeneral war wieder im Saale erschienen; dort ahndete man nichts von dem schrecklichen Ereigniß das in den Räumen des Palastes sich vorbereitete. Die Musik spielte und die fröhliche Gesellschaft bewegte sich ahnungslos nach den reizenden Tönen in den anmuthigen Verschlingungen der einheimischen Tänze. Da verstummte beim Krachen der Gewehre der Klang der Musik; Bestürzung verbreitete sich in den herrlichen Räumen des Saales und plötzlich trat eine tiefe Stille ein.

Toussaint trat bis in die Mitte vor und sprach:

»Fürchten Sie nichts; die Gerechtigkeit hat einen Meuchelmörder auf frischer That bestraft. Es ist nicht der Mühe werth, daß Sie sich dadurch in ihrem Vergnügen stören lassen.«

Er hatte noch nicht geendet, als man, durch das tiefe Schweigen begünstigt, den fernen Donner einer schweren Kanone vernahm.

Der Obergeneral und die Gesellschaft im Saale standen stumm und in mannigfachen Gruppen umher.

Plötzlich wurde die Thüre aufgerissen; ein Of-

fizier des Arsenals trat mit lauter Entschuldigung herein und schritt auf Toussaint zu.

»Obergeneral,« sprach er laut, »ich bringe eine wichtige Nachricht. Die französische Flotte liegt vor dem Hafen und mir folgt ein Offizier auf dem Fusse nach, der so eben in einem Boote gelandet ist und Ihnen Depeschen des Generalkommissärs Leclerc zu übergeben wünscht.«

Man vernahm Waffengeklirr und die eiligen Schritte mehrerer Menschen, welche die Treppe heraufkamen. Um Toussaint schaarten sich jetzt die Generale und Oberbefehlshaber des Negerheeres.

Da rissen die Diener die Flügelthüren auf und ein in prachtvoller mit goldner Stickerei bedeckter Uniform gekleideter Offizier erschien; mit ihm vier Cadetten und zwei Adjutanten in der Uniform der französischen Garde.

Mit sicherem Blick erkannte der Abgesandte Toussaint in seiner bescheidenen Kleidung und trat, nachdem er sich tief verneigt hatte, auf ihn zu.

»Empfangen Sie, Obergeneral, die Depeschen des neuen General Kapitains Leclerc. Ich preiße mich glücklich, der erste auf der Flotte zu sein, der die Ehre hat, Sie kennen zu lernen und den großen Sohn Afrikas zu sehen.«

Toussaint war sichtlich erfreut über diese Huldigung, nahm die Papiere und befahl, die Offiziere während

seiner Abwesenheit mit Wein und Erfrischungen zu bewirthen. Dann verließ er den Saal, mit ihm der Staatssekretär Paskal, Dessalines, Christoph und andere hohe Offiziere.

Die Gesellschaft hatte bestürzt diese Scenen mit angesehen; das Vergnügen war gestört und binnen kurzer Zeit befand sich Niemand mehr im Saale, als die fremden Offiziere und mehrere Neger, welche bei ihnen zurückgeblieben waren. Diese Personen unterhielten sich leise und mit großer Zurückhaltung.

Plötzlich erschien Toussaint mit allen Offizieren, die ihn begleitet hatten. Sein Blick strahlte vor Stolz und Unmuth.

»Wer sind Sie, Bürger?« fragte er den Fremden ernst.

»Mein Name ist Lebrun, ich bin General und von Leclerc abgeordnet, mit Ihnen sofort zu unterhandeln, wie Sie aus den Ihnen überreichten Schreiben ersehen haben werden;« entgegnete der Franzose.

»Ich habe gelesen, was mir der erste Consul und Ihr Befehlshaber schrieben. Aber ich kann nicht in diese seine Forderungen willigen;« entgegnete Toussaint fest.

»Weßhalb nicht, mein General,« sprach Lebrun ängstlich. Bedenken Sie, daß Ihre Weigerung einen Ungehorsam gegen Frankreich und den ersten Consul in sich schließt, daß alles Blut, alle Leiden und Ver-

wüstungen, welche Ihr Vaterland treffen müssen, über Ihr Haupt kommen werden.«

»Nein! mein Herr. Nie werde ich in diese Bedingungen willigen, erwiederte Toussaint. Nur ich allein kann und will hier herrschen, Niemand anders. Ich habe darüber ausführliche Berichte an Napoleon erlassen; er hat mich nicht gehört! Sie kommen nun, um mit Gewalt die Ungerechtigkeit Frankreichs durchzusetzen. Ihr Befehlshaber Leclerc mag es versuchen, aber der erste Schritt, den er an's Land setzt, wird ganz Domingo in Feuer und Flammen setzen.«

»Hören Sie mich, Obergeneral!« rief Lebrun; und ergriff Toussaints Hand. »Frankreich richtet seine Augen auf Sie. Wir kommen als Freunde, als wahre Freunde. Am Bord der Flotte befinden sich Ihre Kinder; Frankreich sendet sie dem Vater zurück, sie sind die Boten der Freundschaft und des Friedens, sie bringen Briefe und Erklärungen des ersten Consuls. Sie aber, mein General, für Sie erblüht eine neue, ruhmvolle Zukunft; Frankreich belohnt die Treue.«

Toussaint blickte wehmüthig vor sich nieder. »Ich bin Vater, ich liebe meine Kinder, aber ich liebe auch mein Volk, das durch mich frei und ich darf sagen: glücklich ist. Ja, mein Herr, wenn ich dem Consul auch Dank für das schuldig bin, was er an meinen Kindern that, so darf ich darüber nicht vergessen, welche Pflichten ich gegen mein Vaterland zu erfüllen habe, das mich

so hoch stellte und alle seine Interessen in meine Hand legte, damit ich redlich an ihm handeln möchte. Sie bringen den Aufruhr in diese kaum beruhigte Insel. Der Schwager des ersten Consuls will hier herrschen, wo man nur mir gehorchen gelernt hat. Die Constitution, die ich meinem Volke gemäß seiner Bedürfnisse gab, will er umstoßen und durch ein Institut ersetzen, das nicht für diese Zone paßt. Ich bin jetzt dem ersten Consul im Wege, denn man glaubt, nur die Zügel, die ich geschaffen habe, übernehmen zu dürfen, um Domingo damit bequem regieren zu können. Deßhalb wird der alte Toussaint bei Seite geschoben, wenn man nicht noch Schlimmeres mit ihm im Sinne hat. Ja, mein Herr, ich weiß, daß mich Buonaparte in Frankreich haben möchte. Aber ich werde erst dann dahin schiffen,« endigte er, indem er auf eine tropische Pflanze deutete, die zum Schmuck auf einer Console stand, wenn man aus diesem Gewächs ein Linienschiff zimmern kann.«

»So wollen Sie also die Flotte und das Heer nicht in den Häfen dieser Insel aufnehmen?« erwiederte Lebrun bestürzt.

»Ich kann keinen Mann in Domingo aufnehmen, der nicht unbedingt unter meine Befehle gestellt wird;« rief Toussaint heftig. »Hier stehen meine Offiziere; fragen Sie diese um Ihre Meinung. Wenn sie sich sämmtlich für Ihr Verlangen entscheiden, so will ich meine

Gewalt augenblicklich in Ihre Hände oder in die Leclerc's niederlegen.«

Lebrun sah die Generale nach der Reihe an; aber er erkannte überall nur Haß und Abneigung. Es entstand eine düstere, ängstliche Stille. Man vernahm das Rollen des Donners in der Ferne und der Sturm fuhr heulend durch die finstern Straßen.

»Das Meer fängt an, unruhig zu werden,« sprach Toussaint kalt; »ich höre den Sturm; Sie werden Mühe haben, glücklich an Bord zu kommen.«

»So muß ich Sie ohne eine freundliche Lösung meiner Aufgabe verlassen,« rief Lebrun drohend; »das Blut, welches jetzt vergossen wird, warum fließt es? Weil Sie General, die Herrschaft Frankreichs nicht anerkennen.«

»Bei Gott, Lebrun,« antwortete Toussaint wild-erregt, »ich bin ein guter Franzose. Aber ehe ich mich unter die Herrschaft des widerrechtlich mir aufgedrungenen Leclerc beuge, ehe eine Flotte hier landet, um unsere Constitution und unsere Einrichtungen, unsere mit Blut erworbenen Rechte zu vernichten — *eher soll die Erde zittern und Domingo zu einer dampfenden und öden Wüste werden.*«

* * *

Dieses gewichtige Wort war wenige Tage nachher erfüllt. Beim ersten Kanonenschuß der Flotte, welche wieder absegelte und einige Tage später in der Capstadt

landen wollte, wurde die ganze Stadt in Flammen gesetzt. Sie ward dadurch völlig vernichtet und nun begann ein Krieg, wie ihn die Welt kaum je gesehen. Mit unnatürlicher Wuth kämpften die Neger. Das ganze Land, das sie, vor dem mächtigen Andrang der Franzosen weichend, verlassen mußten, wurde in eine Wüste verwandelt. So trieb man die Neger Schritt vor Schritt nach den Mornen und Domingo mußte völlig erobert werden, aber Touſſaints Stern sank von Tag zu Tag. Seine treuesten Gefährten, die Generale Maurepas, Christoph und andere fielen, des Vernichtungskampfes müde, von ihm ab. Nur Belair hielt die höchsten unersteiglichen Gipfel der Mornen besetzt und hier schien sich der Kampf um die Herrschaft zu concentriren. Leclerc hatte Touſſaint für vogelfrei und in die Acht erklärt und der große Neger kämpfte bald nur noch um sein Leben. Da erhielt er plötzlich die Nachricht, daß auch Deſſalines, auf den er sein ganzes Vertrauen gesetzt hatte, zu den Franzosen übergegangen wäre. Das beugte sein stolzes Herz und er faßte den Entschluß, mit Leclerc zu unterhandeln. Gerne willigte dieser in alle seine Bedingungen.

Wenige Tage später wurde der Friede öffentlich bekannt gemacht. Touſſaint legte trotz Leclercs gleißnerischen Bitten die Waffen und alle seine Würden nieder und beschloß, als Privatmann auf seiner Plantage Ennery, eine Stunde von St. Marc hinfort die letzten

Tage seines Lebens zuzubringen. Man versprach ihm Sicherheit und Leclerc verbürgte sich mit seinem Worte dafür.

Da entließ Toussaint, vertrauend auf die Redlichkeit des Generalkapitains, sein tapferes Heer und begab sich als wehrloser Bürger unter den Schutz der französischen Regierung.

Friedensfeste folgten auf dieses große Ereigniß. Toussaints Name ward gefeiert und hochgeehrt. Man schmeichelte dem großen Mann, man holte seinen Rath ein, man that mit einem Worte alles, um ihn recht sicher zu machen. Als aber der rechte Zeitpunkt gekommen schien, als man Toussaint ruhig und ahnungslos im Schooße seiner Familie sah und die Neger friedlich in den Pflanzungen arbeiteten, überfiel plötzlich französisches Militär Toussaints Ruhestätte in Ennery. Man schleppte ihn nach St. Marc, brachte ihn auf ein Linienschiff, das zu gleicher Zeit auf der Rhede erschien und führte ihn nach Frankreich.

Getrennt von seiner Familie, schmachtete der große Neger in dem Kerker von Besançon. Hier in einer gewölbten, düstern Zelle, deren vergittertes Fenster hoch in der dicken Mauer des Thurmes angebracht war, wurde Toussaint l'Ouverture gefangen gehalten. Es war schweigsam und kalt darin, feuchte schwere Luft, welche die Wände klebrig machte. Ein Bett, ein Schrank, einige schwere Holzstühle und ein Tisch war dem Ge-

neralgouverneur von St. Domingo gegeben. Er, der die reiche Colonie dem Staate gerettet hatte, wurde von Buonaparte verrätherisch gefangen genommen und dieß war der Lohn, den man ihm für seine Treue und für seine Verdienste versprochen hatte!

Toussaint klagte nicht, er war geduldig wie ein Weiser. Tage lang saß er stumm in seiner Zelle und las Epiktets Sprüche, die er nicht vergessen hatte. Dann hörte man ihn auf- und niedergehen in der Nacht, und mit sich selbst reden, zärtliche Namen rufen und seufzen. Kälte und Nässe ergriffen feindlich seinen Körper. Oft glühte Fieber in ihm, dann ein tödtlicher Frost, sein Herz schlug matt, seine Glieder verloren die Gelenkigkeit und am Morgen, wenn die Thüre des Gefängnisses geöffnet wurde, fand ihn sein einziger Gefährte, der treue Mars Plaisir, regungslos ausgestreckt. Durch heftiges Reiben mit wollenen Tüchern kehrte das Leben wieder und die stockenden Pulse schlugen von Neuem.

Buonaparte wußte, daß Toussaint seine Schätze in Domingo vergraben hatte. Nach diesem Golde gelüstete ihn. Er sandte General Caffarelli nach Besançon und ließ Toussaint die lockendsten Anerbietungen machen, um die Orte zu erfahren, wo des Negers Reichthümer lagen. Aber Caffarelli bemühte sich vergebens. Toussaint schwieg und der General reisete unverrichteter Dinge wieder ab. Napoleon gerieth jetzt in Wuth; Toussaints

Kerker wurde ihm doppelt schwer gemacht. Selbst der treue Mars Plaisir durfte nicht mehr zu ihm. Von diesem Tage an bemerkten der Commandant und sein Sekretär das Hinscheiden seiner Gesundheit. Der Körper sank nach Vorne über, die Schultern zogen sich zusammen, der große Kopf schien zu schwer, um vom Halse getragen zu werden. — Man schien Theilnahme zu hegen und bot dem Gefangenen ärztlichen Beistand an. Aber in solchen Augenblicken erwachte die Energie seiner Seele. Er sagte lächelnd, daß er gesund sei und trug eine Heiterkeit und Ruhe zur Schau, die er so lange behauptete, bis er allein war und in äußerster Erschöpfung niedersank.

Eines Morgens schloß der Kerkermeister Toussaints Zelle auf. Der Neger lag ruhig mit geschlossenem Munde und Augen im Bette. Der Mann ging hin zu ihm und wollte ihn erwecken; aber Toussaint war verschieden . . .

So endete Toussaint l'Ouverture zu Besançon, wo Napoleon Buonaparte, der erste Consul von Frankreich, der nachmalige Kaiser Napoleon, ihn widerrechtlich gefangen hielt.

Zwanzig Jahre später starb dieser verbrecherische Blutmensch auch auf einer einsamen Insel im atlantischen Ocean, wo ihn Engländer bei denen er Schutz suchte, eben so widerrechtlich gefangen hielten, im Elende! Napoleon starb fluchbedeckt! Toussaint aber lebt im Munde

seines durch ihn befreiten Volkes und in den Annalen der Geschichte ruhmbekränzt. Diesen Ruhm hat er sich wohlerworben, denn er gründet sich auf seine Thaten und auf seine Verdienste um seine bedrängten Brüder, denen er die Freiheit und die Menschenrechte erwarb.

Toussaint war groß als Bürger, als Soldat, als Regent und Beglücker seines Volkes; er war es auch als Mensch. Man hat ihn verrathen, gedemüthigt, die Kränze des Ruhms abgerissen, aller Herrlichkeit entkleidet. Er starb, vom Glück verlassen, den Stempel des Elends auf der sterbenden Lippe.

Aber was er für die Freiheit und das Glück seines Volkes gethan, das konnte ihm der Blutmensch, der ihn mordete, nicht rauben. Darum bleibt auch sein Andenken in Segen.

Buonaparte aber hat sich durch seine Handlungsweise gegen den großen Neger einen unverlöschlichen Schandfleck aufgedrückt.

Die Geschichte ist gerecht. Sie belohnte den edlen Neger durch den Ehrenplatz, den sie seinem Namen in ihren Blättern anweiset, während Buonaparte wie ein blutiges Gespenst, das verheerend durch die Welt fuhr, mit schrecklichen Zügen in ihren Annalen eingezeichnet ist.

Sein Ruhm wurde von erbitterten Völkern zertreten. Toussaint aber leuchtet wie ein heller, reiner Stern durch die Nacht der Kämpfe, die nach ihm Domingos Fluren zerfleischten.

Dort brach ein neuer Krieg aus. Der Fluch verfolgte Leclerc und der Segen wendete sich von seinen Waffen. Ein furchtbarer Bundesgenosse kämpfte mit den wüthenden Negern, die, ihren Vater Toussaint zu rächen, sich in Massen erhoben; das war die Pest von Westindien — das gelbe Fieber. An dieser gräßlichen Krankheit starben die Franzosen zu Tausenden. Kein Mittel half gegen dieses schreckliche Gespenst. Zuerst machte es sich den damit Behafteten durch Angst oder Eigensinn kund, dann folgte Druck in Herz und Kopf, unauslöschlicher Durst, vergebliche Anstrengungen zum Erbrechen. Die Ohren zuckten in seltsamer grauenvoller Weise, das Gesicht färbte sich dunkelroth, glühendes Feuer rollte in allen Adern. Nun ward die Zunge des Kranken dick und schwer, die Haut des Körpers schrumpfte gelbschwarz zusammen, die Lungen gingen in Fäulniß über, sein Athem hauchte die Pest aus. Endlich erschienen die Lippen blau und bedeckten sich mit blutigem Schaum. Das Gesicht verzerrte sich schrecklich, unter Zuckungen stellten sich die letzten Züge ein und endlich erfolgte der Tod.

Nur ein kleiner Rest der Franzosen entging der Vernichtung. Nach ihrer Vertreibung bildete sich eine Republik in Hayti und diese verwandelte sich nachmals in das Kaiserthum des blutigen Dessalines. Aber auch er vermochte die wilde Empörungssucht nicht zu dämpfen. Durch Meuchelmord verlor er sein Leben.

Nach ihm kämpfte der Neger Christoph mit den Mulatten Pethion um die Herrschaft. Aber das unglückliche Land kam zu keinem Frieden.

Frankreich konnte seine schöne Colonie nie wieder erobern; sie ist jetzt auf ewig für das Mutterland verloren, denn die Constitution des neuentstandenen Negerstaats spricht als ersten Grundsatz aus: »die völlige Unabhängigkeit von Hayti« und als zweiten: »daß kein Weißer sich in Domingo als Bürger ansässig machen und Eigenthum erwerben kann.«

Die Neger selbst änderten ihre Sitten sehr zu ihrem Vortheil. Rainsford und auch neuere Reisende geben ihnen das Zeugniß, daß sich bei diesen vormals unterdrückten Menschen seltene Geschicklichkeiten zeigen, die man zuvor nicht geahndet hatte, Vorliebe zu Kenntnissen und Fleiß zur Arbeit. Die Familien lebten in anständigem, nicht übertriebenem Wohlstande. Ueberall herrscht Bruderliebe und allgemeiner Frohsinn unter ihnen.

Das Beispiel, welches die Neger in Domingo ihren schwarzen Brüdern auf andern westindischen Inseln, oder auf dem Festland von Amerika gaben, blieb nicht ohne nachhaltige Wirkung. Im Süden und Norden der vereinigten Staaten brachen Empörungen der Neger aus, um die Freiheit gleich den Negern Domingo's zu erringen. Aber es gelang, sie durch Waffengewalt zu unterdrücken. Die nördliche Hälfte der Freistaaten

von Nordamerika hob die Sclaverei der Neger auf, während diese in den Südstaaten, wie z. B. in Virginien, Kentucki, Teneſſee, Carolina, Georgia, Florida u. ſ. w. noch heut zu Tage beſteht.

Das große England hat ſich auch in dieſer wichtigen Löſung einer ſchwierigen Frage groß gezeigt. England hob die Sclaverei in ſeinen weſtindiſchen Beſitzungen auf, nachdem es vorher bedächtig und behutſam den Grund zur Bildung und Cultur der Neger gelegt hatte. Unermeßliche Summen wurden aufgewendet um die Pflanzer für ihren großen Verluſt zu entſchädigen. Neger durften aus Afrika nicht mehr nach Amerika übergeführt werden. Man hat in neueſter Zeit Verträge geſchloſſen; dieſen gemäß ſollen alle Schiffe anderer Nationen zur Unterdrückung des Sclavenhandels von den engliſchen Kriegsſchiffen durchſucht werden dürfen. Noch ſchweben die Unterhandlungen zwiſchen Frankreich und England, denn erſteres will aus Eiferſucht der engliſchen Marine dieſes Recht über Schiffe, die unter franzöſiſcher Flagge ſegeln, nicht einräumen.

Mag aber auch die Politik erſt nach Jahren dieſen Zweifel entwirren: es ſteht feſt, daß keine Negerſclaverei mehr beſtehen ſoll und dieſes große Wort iſt bald der Wahlſpruch aller Menſchenfreunde aus allen gebildeten Nationen.

Ende.